

Hussitismus und Grenze – Husitství a hranice. Jan Hus, seine Zeit und Bezüge aus interdisziplinärer Perspektive. Zum 600. Todestag von Jan Hus. Hrsg. von Marina Wagnerová und Boris Blahač. (Schriften zu Mittel- und Osteuropa in der Europäischen Integration, Bd. 20.) Verlag Dr. Kovač. Hamburg 2016. 413 S., s/w-Abb. ISBN 978-3-8300-9071-7. (€ 99,80.)

Im ertragreichen Nachgang zum „Hus-Jahr“ 2015, d. h. dem mit Ausstellungen, Tagungen und neuen Publikationen begangenen Gedenken an den 500. Todestag des Johannes (Jan) Hus, erscheinen noch immer bedeutsame Publikationen, die auf unterschiedlichen Ebenen unser Wissen über den Prager Theologen, Prediger und Kirchenreformer erweitern.¹ Der vorliegende, aus einer Tagung an der Westböhmisches Universität Pilsen im Herbst 2015 hervorgegangene Band, widmet sich dabei einem Thema, das die doppelte Wortbedeutung von *hranice* im Tschechischen (zum einen „Grenze“, zum anderen „Scheiterhaufen“) aufgreift, um neue Perspektiven zum Untersuchungsgegenstand zu präsentieren, die vornehmlich die interdisziplinäre Kontextualisierung Hussens sowie die zeithistorische Verankerung des Themenkreises „Hus – Hussitismus – bayerisch-böhmischer Grenzraum“ in den Fokus rücken.

Die 13 jeweils zweisprachigen Beiträge tschechischer und deutscher Germanisten, Slawisten und Archäologen sowie Kultur-, Religions- und Geschichtswissenschaftler richten den Blick insbesondere auf zwei Themenkreise: Hus in der Memorialliteratur sowie Hussitismus und Grenze seit dem Mittelalter. Der Terminus „Grenze“ ist dabei im Sinne sprachlicher, intellektueller, kultureller oder konfessioneller Demarkationslinien nahezu in jedem Beitrag präsent. Um Hus selbst, vor allem um die unterschiedlichen Wirkungen seines Fortlebens nach seiner Hinrichtung, geht es in fünf Beiträgen, Gleiches gilt für einzelne Aspekte des Hussitismus; die übrigen Beiträge bewegen sich im Grenzbereich zwischen beiden Fixpunkten. Fest steht: Man muss sehr deutlich zwischen Hus und Hussitismus differenzieren.

Der einleitende Beitrag von Boris Blahač „Wem gehört Hus? Vereinnahmung, Verdammung, Mystifizierung und ‚Rehabilitierung‘ in der tschechischen und deutschen Erinnerungskultur“ zeigt vor allem den im historischen wie konfessionellen Kontext gleichermaßen verankerten, sehr unterschiedlich konnotierten Wandel des Hus-Bildes seit dem Mittelalter und bietet insgesamt eine wertvolle Ergänzung zu ähnlich ausgerichteten, historiografisch jedoch anders pointierten Überblicken.² Sicherlich hat das Hus-Jahr – in Deutschland mehr oder weniger auf den zentralen Erinnerungsort Konstanz ausgerichtet – dazu beigetragen, dass Hus, noch dazu innerhalb der Luther-Dekade, im öffentlichen Bewusstsein zumindest ein wenig populärer geworden ist. Die Frage einer immer wieder ins Spiel gebrachten „Rehabilitierung“ Hussens ist freilich zu diffizil, als dass sie im vorliegenden Band einer alle Aspekte dieser *causa* berücksichtigenden Betrachtung gerecht werden könnte, zumal die kirchenrechtliche Seite eine wesentlich gewichtigere Rolle spielt.³ Als die beiden zentralen Themenkreise des Bandes verbindendes Element kann der materialreiche Beitrag von Josef Hložek zu ausgewählten Burgen Südböhmens in vorhussiti-

¹ Vgl. hierzu exemplarisch JAKUB SMRČKA, ZDENĚK VYBÍRAL (Hrsg.): Jan Hus 1415 a 600 let poté. VII. Mezinárodní husitologické sympozium Tábor 23.-25. června 2015 [Jan Hus 1415 und 600 Jahre danach. VII. Internationales Hus-Symposium Tábor, 23.-25. Juni 2015], Tábor 2016; ARMIN KOHNLE, THOMAS KRZENCK (Hrsg.): Hus deutsch, Leipzig 2017; HELENA KRMIČKOVÁ u. a.: Magistri Iohannis Hus Constantiensia, Turnhout 2016.

² Vgl. v. a. zuletzt sehr detailliert PETR ČORNEJ, VÁCLAV LEDVINKA (Hrsg.): Praha Husova a husitská 1415-2015 [Das Prag Hussens und der Hussiten 1415-2015], hier insbesondere Kap. V-IX, S. 113-286.

³ Grundlegend hierzu JIŘÍ KEJŘ: Znovu o Husově rehabilitaci [Wiederum zu Hussens Rehabilitierung], in: DERS.: Z počátků české reformace, Brno 2006, S. 245-261.

scher und hussitischer Zeit interpretiert werden, auch wenn hier gerade Koží Hrádek als Hussens Exilort 1413/14 fehlt.

Wie die Menschen in der Oberpfalz in der Hussitenzeit gesprochen haben, sucht Albrecht Greule anhand zeitgenössischer Quellen zu hinterfragen, wobei das zentrale Dokument, das Gebenbacher Pfarrbuch von 1419-1437, nicht nur eine einzigartige Quelle zum dörflichen Alltag aus Sicht der Pfarrorganisation darstellt, sondern zugleich auch die Hussitenfrage ihre Reflektion findet. Hierbei handelt es sich um eine wertvolle lokalhistorische Ergänzung zu den von Michaela Bleicher für das Herzogtum Niederbayern-Straubing für den Zeitraum 1421-1427 untersuchten Fragen nach Kriegsalltag und Kriegsführung.⁴ Wie stark Wallfahrten zum gemeinsamen bayerisch-böhmischen Erbe über die Grenze hinweg gehören, zeigt Andrea Königsmarková am Beispiel der Wallfahrt nach Neukirchen in der Oberpfalz, während Zdeněk Vávra speziell Hus-Gedenksteine im 10. Prager Bezirk analysiert.⁵ Die inhaltliche Spanne der weiteren Beiträge reicht von den Drachentisch-Festspielen in Furth im Walde über die Rolle Hussens im Unterricht für Tschechisch als Fremdsprache bis hin zu Hus auf dem Zweiten Vaticanum⁶. Ausführlich behandelt Astrid Winter Jan Hus und die Deutschen im Film, wobei sie einen Vergleich zwischen Otakar Vávras propagandistischem Film *Jan Hus* aus der Spätzeit des Stalinismus in der Tschechoslowakei (1954) und dem dreiteiligen tschechischen – ein objektiveres, wenn auch keineswegs fehlerfreies Bild zeichnenden – Fernsehfilm *Jan Hus* von Jiří Svoboda (2015) in den Mittelpunkt rückt.

Summa summarum liegt ein sehr interessanter Sammelband vor, der auf Themen zurückgreift, die zumeist im Schatten von Hus- und Hussitismus-Forschung stehen, und der aufgrund seiner inhaltlichen Spannweite zum Nachdenken über ein gemeinsames Kapitel der tschechisch-deutschen Geschichte anregt, das bis in die Gegenwart fortwirkt. Das ist nicht wenig.

Leipzig

Thomas Krzenck

⁴ MICHAELA BLEICHER: Das Herzogtum Niederbayern-Straubing in den Hussitenkriegen. Kriegsalltag und Kriegsführung im Spiegel der Landschreiberrechnungen, Dissertation, Universität Regensburg 2006, URL: <https://epub.uni-regensburg.de/10414/> (12.01.2018).

⁵ Übergreifend hierzu jetzt JOSEF HÁJEK, JAN BALÁČEK u. a.: Jan Hus v památkách Prahy [Jan Hus in Prager Denkmälern], Praha 2015.

⁶ Zu Letzterem vgl. jetzt grundlegend STANISLAV BALÍK, JIŘÍ HANUŠ: Das Zweite Vatikanische Konzil und die böhmischen Länder, Paderborn 2014.

Joachim Bahlcke: Erinnerungskonkurrenz. Geschichtsschreibung in den böhmischen Ländern vom 16. Jahrhundert bis zur Gegenwart. (Forschungen zu Geschichte und Kultur der Böhmisches Länder, Bd. 3.) Peter Lang, Frankfurt am Main 2016. 443 S., Ill. ISBN 978-3-631-66041-6. (€ 79,95.)

Der Sammelband beinhaltet dreizehn Abhandlungen zur Geschichtsschreibung und Geschichtskultur in den böhmischen Ländern, die der Stuttgarter Frühneuzeithistoriker Joachim Bahlcke in den Jahren 1995-2013 veröffentlichte. Dazu kommt ein Beitrag, der hier zum ersten Mal in gedruckter Form vorliegt. Trotz der breiten thematischen Staffelung der Aufsätze – sie reicht von der Lausitz-Geschichtsschreibung im 16. Jh. bis hin zu Fragen der postkommunistischen Historiografie – ist der Autor mit einigen zentralen Problemen beschäftigt, die er immer wieder aufgreift und aus unterschiedlichen Blickwinkeln bearbeitet.

Dabei geht es zum einen um die Kritik des historiografischen Bohemozentrismus, die B. vor allem auf seinen breiten Kenntnissen der in der tschechischen Historiografie traditionell vernachlässigten Geschichte Schlesiens aufbaut. Einen zweiten roten Faden bildet die Instrumentalisierung der Geschichtsschreibung für politische Zwecke, sowohl im

tschechischen als auch deutsch-böhmischen Kontext. Etwas schwächer vertreten ist in den Studien hingegen das im Titel genannte Thema der Erinnerungskonkurrenz. Auch wenn die Wechselwirkung zwischen Geschichtsschreibung und breiterer Geschichtskultur (Geschichtsbewusstsein) stellenweise behandelt wird (wie in der hervorragenden Studie über Josef Pekařs 1937 erschienenen *Wallenstein*), überwiegen wissenschafts- und ideengeschichtliche Darstellungen. Nicht ganz einleuchtend sind die Überschriften der einzelnen Buchsektionen – besonders die Beiträge des ersten Abschnitts „Geschichtsdeutungen in religiös-konfessioneller Konkurrenz“ berühren das angegebene Thema nur am Rande. In methodologischer Hinsicht enthält der Band Studien zur Begriffs- und Ideengeschichte (vor allem zu Raumkonzepten), zur historiografischen Bedeutung einzelner Quellen (Landtagsakten), zur Geschichte der Institutionalisierung (z. B. eine wertvolle Studie über das Historische Seminar an der Breslauer Universität) und intellektuell-politische Biografien (lesenswert ist vor allem die lebendig geschriebene Skizze über Kamil Krofta). Erfrischend ist der Beitrag über das Verhältnis der tschechischen Historiografie zum Thema „Preußen“, in dem der in der tschechischen Geschichtswissenschaft tief verankerte Austrozentrismus problematisiert wird. B. erinnert uns u. a. an die Tatsache, dass die Innovation der tschechischen Historiografie sich eher gegen Wien und die Dominanz des Instituts für österreichische Geschichtsforschung durchsetzte, indem ihre Reformer vor allem in Preußen nach Inspiration suchten, wie Jaroslav Goll bei Georg Waitz in Göttingen und Pekař bei Max Lenz in Berlin.

In der Einleitung bemerkt der Autor, dass die Beiträge unverändert abgedruckt wurden und somit Zeugnis von ihrer Entstehungszeit ablegen. Dieser Hinweis bestätigt sich an verschiedenen Stellen. Vom Ansatz her etwas überholt erscheint die Studie über den Prager Rechtshistoriker Wilhelm Weizsäcker, in der B. von einer klaren Trennung von Wissenschaft und Politik ausgeht und somit der Selbstbeschreibung der Protagonisten, die *ex post* ihre „solide Wissenschaftlichkeit“ betonten, etwas zu viel Glaubwürdigkeit schenkt. Das Problem dieses Ansatzes besteht darin, dass die angeblich strenge Wissenschaftlichkeit der Fachstudien Weizsäckers konstatiert, aber nicht durch genaue Analyse nachgewiesen wird (auf diese Problematik hat Karel Hruza wiederholt aufmerksam gemacht). Dieses Missverhältnis fällt vor allem im Kontrast zu der genannten Studie über Krofta auf, in der Bahlcke durch eine detaillierte Untersuchung von dessen Schriften, wie z. B. *Stará ústava česká a uherská* (1931), die Verwicklung von Geschichtswissenschaft und Geschichtspolitik überzeugend aufzeigt. Des Weiteren würde man heutzutage, nach zwei Jahrzehnten intensiver Debatte und Forschung zur „Volksgeschichte“, Werner Conze (und seine 1934 erschienene Dissertation über die deutsche Sprachinsel Livland) wahrscheinlich anders betrachten müssen als im Jahr 1997 (S. 204). Gleiches gilt für Hermann Aubin und seine Schule in Breslau („solide Studien“, S. 237). Fraglich ist außerdem, ob man die nationalsozialistische, den Völkermord unterstützende Wissenschaftspolitik im Protektorat unbedingt als Teil des „Nationalitätenkampfes“ bezeichnen sollte (Beitrag zu Weizsäcker). Auch hier hat sich ein Euphemismus aus der Quellsprache unbemerkt in die Analyse eingeschlichen.

Ungeachtet dieser Teilkritik bestätigt B. in der vorliegenden Aufsatzsammlung seinen Ruf als vorzüglicher Kenner der ostmitteleuropäischen Geschichtsschreibung, der sich auch auf ihren verschütteten Pfaden bestens auskennt und seine Forschungen immer auf einer sorgfältig ausgearbeiteten, beeindruckend vielfältigen Quellengrundlage aufbaut. Hervorzuheben ist auch die gründliche Sprachkorrektur, die nur wenige Rechtschreibfehler im Tschechischen, Slowakischen und Polnischen übersehen hat.

Firenze

Pavel Kolář

Johann Heinrich von Flemming: Mémoires concernant l'élection d'Auguste II pour roi de Pologne et les débuts de la guerre du Nord (1696-1702). Pamiętniki o elekcji Augusta II na króla polskiego i o początkach wojny północnej 1696-1702. Hrsg. von Urszula Kosińska. Neriton. Warszawa 2017. 501 S., Ill. ISBN 978-83-7543-428-6. (PLN 55,-.)

Bei dem vorliegenden Werk handelt es sich um eine kritische Edition der französischsprachigen *Mémoires* Jacob Heinrich Reichsgraf von Flemmings aus den Jahren 1696 bis 1702 und deren polnische Übersetzung. Für den Druck vorbereitet wurden sie von der Warschauer Frühneuzeithistorikerin Urszula Kosińska. Die Edition wird von einem ausführlichen, ebenfalls zweisprachigen Vorwort über den Vf. und dessen Werk (Ziel, Genese, Entstehungsumstände) eingeleitet. Die Originale der Tagebücher werden im Sächsischen Hauptstaatsarchiv in Dresden aufbewahrt; K. hat sie mit zeitgleich und etwas später angefertigten Kopien, Abschriften und Teileditionen verglichen.¹ Sofern diese wichtige Informationen über den Vf. selbst oder die Umstände, unter denen die Tagebücher entstanden sind, enthalten, sind sie im Anhang abgedruckt. Den Band komplettieren ein Literaturverzeichnis sowie ein Orts- und Personenregister.

Der Schwerpunkt der Erzählung liegt auf den erfolgreichen Bemühungen des sächsischen Kurfürsten Friedrich August I. um die polnische Königskrone (1696/97) und dessen ersten Regierungsjahren als August II. der Starke in der Adelsrepublik, wobei die ersten Monate, bis zu seinem Treffen mit Zar Peter dem Großen im August 1698 in Rawa-Ruska, am detailliertesten geschildert werden. F., der als einer der engsten Berater Augusts maßgeblich für dessen erfolgreichen Wahlkampf verantwortlich und mit den polnischen Verhältnissen vertraut war, kam in den beschriebenen Ereignissen zwangsläufig eine maßgebliche Rolle zu. In den in der dritten Person 1704-1706 aufgezeichneten Erinnerungen erscheint er als „le Chevalier“. Die *Mémoires* sind an eine namentlich nicht näher genannte „Madame“ gerichtet. Die Hrsg. identifiziert sie überzeugend als Ursula Katharina Fürstin von Lubomirska, geb. von Altenbockum, die 1700-1704 eine königliche Mätresse war. F.s Schrift scheint als Werkzeug im inneren Machtkampf am kursächsischen Hof gedient zu haben. Sie sollte F.s Position stärken und dessen Einfluss auf die Polenpolitik Augusts vermehren: Betont werden u. a. F.s Verdienste während des Interregnums sowie seine Skepsis gegenüber dem Krieg gegen Schweden, der in den Großen Nordischen Krieg mündete. F.s Erinnerungen wurden jedoch nicht nur für die innenpolitischen Kämpfe genutzt. Der Anhang Nr. 4 (vgl. Anm. 3) beweist, dass die Schrift während des Interregnums nach Augusts Tod (1732/33) von den sächsischen Ministern gelesen wurde. Es ist nicht auszuschließen, dass sie als ein Handbuch *sui generis* über Wahlkampagnen in Polen diente.

Zwar wurden dem Interregnum nach dem Tode Johann III. Sobieskis und den ersten Regierungsjahren Augusts zahlreiche Quelleneditionen und Abhandlungen gewidmet, aber die Geschichtsschreibung wurde von der kaiserlichen, russischen, französischen und preußischen Sicht geprägt. Die sächsische Perspektive wurde hingegen in der bisherigen Forschungsliteratur nur in begrenztem Umfang (insbesondere durch Paul Haake²) wahrgenommen. Die Veröffentlichung der *Mémoires* bildet einen ersten Schritt, um diese Lücke zu schließen, und ebnet den Weg zu einer modernen monografischen Darstellung der säch-

¹ Theatrum Europaeum, Bd. 15, Frankfurt am Mayn 1707, S. 295-308; Theatrum ceremoniale historico-politicum, Teil 2, Leipzig 1720, S. 4-12; Description du cérémonial et des fêtes 1697 à l'élection du roi Auguste II, in: JEAN ROUSSET DE MISSY (Hrsg.): Le Ceremonial diplomatique des cours de l'Europe, ou collection des actes, mémoires et relations, Bd. 2, Amsterdam 1739, S. 398-418; EDWARD RACZYNSKI (Hrsg.): Archiwum Tajne Augusta II czyli zbiór akt urzędowych z czasów panowania tego monarchy [Das Geheime Archiv Augusts des Starken, das heißt eine Aktensammlung aus seiner Herrschaftszeit], Bd. 1, Wrocław 1843, S. 48-58.

² PAUL HAAKE: Die Wahl Augusts des Starken zum König von Polen, in: Historische Vierteljahresschrift 9 (1906), S. 31-82; DERS.: August der Starke, Berlin u. a. 1926.

sischen Polenpolitik in den Jahren 1696/97, die immer noch ein Forschungsdesiderat darstellt.

Das Werk, das die erste vollständige Edition der Tagebücher F.s darstellt, verdient die Aufmerksamkeit der Geschichtsschreibung. Es enthält viele relevante Informationen, die in den älteren Teileditionen nicht berücksichtigt wurden, erbringt neue Erkenntnisse und erweitert unser Wissen über die sächsische Polenpolitik und die sächsisch-polnische Hofkultur deutlich. Besonders interessant sind die Passagen, die die Motive für den Erwerb der polnischen Krone betreffen und hinter die Kulissen der Wahlkampf vorbereitungen und des Glaubenswechsels Augusts schauen lassen. Wichtig sind die Abschnitte, die F.s Tätigkeit in Polen, seine Kontakte mit polnischen Magnaten und Adligen (eilig gebildete persönliche Netzwerke und Kommunikationsstrukturen) thematisieren und minutiös den Verlauf des Elektionsreichstags beschreiben. Von besonderer Bedeutung sind F.s Aussagen über die Ursprünge der gegenseitigen Animosität zwischen den sächsischen und polnischen Eliten. Die *Mémoires* werfen u. a. auf die Gespräche Augusts mit Peter dem Großen in Rawa-Ruska, die Ausgestaltung des Konzepts des Großen Nordischen Krieges sowie die Rivalität zwischen den wichtigsten sächsischen Ministern Wolf Dietrich Graf von Beichlingen und Anton Egon Fürst von Fürstenberg ein neues Schlaglicht. Sehr interessant sind die plastischen und bildhaften Charakterisierungen der einzelnen Akteure. Der Stil des Vf. ist beredt und nicht ohne literarischen Reiz.

Die französische und deutsche Orthografie und Interpunktion wurden im Einklang mit den allgemein anerkannten Grundsätzen modernisiert. Textkritische Bemerkungen, auf die in der polnischen Übersetzung allerdings verzichtet wird, und Sachkommentare zu schwer verständlichen Passagen sind präzise formuliert. Um die auf den Blättern der Tagebücher beschriebenen Ereignisse und Personen in ihren Zusammenhängen verstehen und erklären zu können, zog K. Handschriften aus Archiven und Bibliotheken in Dresden, Warschau, Breslau und Kórnik heran und wertete zahlreiche alte Drucke aus.

Das letzte Wort soll dem Vf. gehören: „Je souhaite que vous ayez [...] de plaisir à lire cet ouvrage“ (S. 47).

Warszawa

Jacek Kordel

Zwei Staaten, eine Krone. Die polnisch-sächsische Union 1697-1763. Hrsg. von Frank-Lothar Kroll und Hendrik Thoss. beb.ra wissenschaft verlag. Berlin-Brandenburg 2016. 348 S., Ill. ISBN 978-3-95410-057-6. (€ 38,-)

Der vorliegende Sammelband ist aus einer im Oktober 2013 in Chemnitz abgehaltenen Konferenz hervorgegangen. Dass deutsche und polnische Historiker sich gemeinsam mit verschiedenen Aspekten der Personalunion zwischen dem Königreich Polen und dem Kurfürstentum Sachsen im 18. Jh. befassen, hat eine bis in die Zeiten der DDR zurückreichende Tradition und ist sachlich gerechtfertigt. Beide Länder wurden während der langen Regierungszeiten von August dem Starken und August III. nachhaltig durch diese Union mit dem jeweils anderen Land geprägt, wie sich schon an der Konversion Augusts des Starken zum Katholizismus zum Zweck der Erlangung der polnischen Krone ablesen lässt.

Der Band beeindruckt bereits durch seine stabile und ästhetische Aufmachung mit einem farbigen Titelbild und zahlreichen Illustrationen im Innern, was bei einem Sammelband durchaus nicht die Regel ist. Inhaltlich ist er insgesamt weniger auf die Präsentation neuer Forschungsergebnisse als auf die Aufbereitung bereits bekannter Erkenntnisse aus der Forschung der letzten Jahrzehnte ausgerichtet. Das gilt insbesondere für die einleitende Sektion zu Politik und Diplomatie mit Beiträgen von Frank-Lothar Kroll zur Entwicklung Kursachsens in der Zeit der Union, von Helmut Neuhäus zum Verhältnis zwischen der Union und dem Deutschen Reich, von Matthias Stadelmann über die Einwirkung Russlands auf Polen und Sachsen in dieser Zeit und von Hendrik Thoss, der das Verhältnis zwischen Sachsen-Polen und Preußen abhandelt. Ähnliches lässt sich auch von den Bemerkungen Klaus Fitschens zu den Auswirkungen des Glaubenswechsels Augusts

des Starken sagen. Die Lektüre der Texte von Kroll und Neuhaus wird leider oft durch unnötig komplizierten Satzbau erschwert.

Auffälliger Weise sind dann im weiteren Verlauf die – vermutlich aus dem Polnischen übersetzten – Texte der polnischen Historiker deutlich besser lesbar, so auch in der zweiten Sektion zu Regierung, Verwaltung und Dynastie, in der die Union vorwiegend aus polnischer Sicht betrachtet wird. Bogusław Dybaś befasst sich mit dem Beginn der Regierungszeit von August dem Starken in Polen und kann zeigen, dass der neue König trotz seiner umstrittenen Wahl doch schnell Anerkennung in der polnischen Adelsgesellschaft fand. Zwei kürzere Beiträge von Adam Perłakowski und Marian Drozdowski widmen sich dann den staatspolitischen und den wirtschaftlichen Aspekten der Union und erläutern, warum einerseits Augusts Bemühungen um eine Realunion scheiterten, die dem Haus Wettin eine erbliche Königskrone in Polen sichern sollten, warum sich aber andererseits in diesen 66 Jahren doch viele Felder der Zusammenarbeit ergaben, von denen beide Staaten profitierten.

Es folgt der weitaus längste Artikel des Bandes, der die Ergebnisse eigener Forschungen des Autors präsentiert und der auch dem Rezensenten die meisten neuen Erkenntnisse vermittelt hat. Josef Johannes Schmidt befasst sich mit den Allianzen der Häuser Frankreich-Bourbon und Sachsen-Wettin im 18. Jh. und belegt, wie diese beiden Dynastien, die bei den polnischen Königswahlen miteinander rivalisierten, zur Zeit der sächsisch-polnischen Union dennoch gemeinsame Interessen entdeckten und sogar dynastische Beziehungen miteinander aufnahmen. Zunächst trat Augusts des Starken Sohn Moritz von Sachsen in die französische Armee ein und errang Verdienste als Feldherr im Österreichischen Erbfolgekrieg. Seinen Bemühungen war es dann zu verdanken, dass der französische Thronfolger 1747 in zweiter Ehe Maria Josepha von Sachsen heiratete. Moritz hatte diese Verbindung im Verein mit Madame de Pompadour gegen den Widerstand der französischen Königin durchgesetzt. Denn bei dieser handelte es sich um die polnische Magnatentochter Maria Leszczyńska, deren Vater Stanisław Leszczyński sowohl mit dem Großvater von Maria Josepha (August dem Starken) als auch mit ihrem Vater (August III.) um die polnische Krone gekämpft hatte. So wurde die Sächsin zwar nicht Königin von Frankreich, da ihr Mann 1765 starb, wohl aber die Mutter der drei folgenden französischen Könige. Ihre jüngere Schwester Marie Christine war kurzfristig sogar als neue Ehefrau von Stanisław Leszczyński im Gespräch, wurde dann aber Koadjutorin und Äbtissin in der lothringischen Abtei Remiremont und trug dort zur weiteren Anbindung von Lothringen an die französische Krone bei. Schmidt illustriert anhand von Quellen, wie diese Verbindungen angebahnt wurden und zum weiteren Aufstieg des Hauses Wettin in der europäischen Fürstenlandschaft beitrugen.

Auf interessante Spezialthemen sind auch die folgenden Texte zum Thema „Kunst, Kultur, Wissenschaft“ ausgerichtet. Stanisław Roszak widmet sich der dynamischen Entwicklung des intellektuellen Milieus in Warschau vor allem während der Regierungszeit Augusts III., von der man im deutschen Sprachraum gewöhnlich wenig weiß. Nicht zuletzt durch Einflüsse aus Sachsen und weiteren deutschen Ländern fand dort seinerzeit das Gedankengut der Aufklärung Eingang, entstanden die Załuski-Bibliothek, wissenschaftliche Zeitschriften und Ordensschulen mit neuer Ausrichtung. Sodann beschäftigten sich ein deutscher und ein polnischer Autor, Walter May und Tomasz Torbus, mit den Wechselbeziehungen bei der Entwicklung der Architektur in Sachsen und Polen. Einerseits wollte August der Starke sowohl in Dresden als auch in Warschau seine Residenzschlösser großzügig ausbauen, sodass es an beiden Orten zu institutionellen und personellen Verflechtungen bei der Organisation der Bautätigkeit kam. Andererseits stellt Torbus fest, dass von einem oft konstatierten künstlerischen Kolonialismus Sachsens in Polen keine Rede sein könne, da viele polnische Magnaten eine selbstständige Bautätigkeit entfaltet hätten und sich dabei auch von italienischen und traditionellen polnischen Mustern hätten leiten lassen. Im Hinblick auf Musik und Theater macht Alina Żórawska-Witkowska allerdings eine eindeutige Vorrangstellung Dresdens aus, die aber auch auf Warschau aus-

strahlte. Mit einem bisher weitgehend vernachlässigten Aspekt befasst sich Szymon Paczkowski, der Interessantes aus seinen Forschungen über die Beziehungen des sächsischen Hof-Compositors Johann Sebastian Bach zu Polen zu berichten hat. Bach hat in seinen weltlichen Kantaten Polen mehrfach erwähnt, wenn auch unter dem in der frühen Neuzeit für den polnisch-litauischen Doppelstaat gebräuchlichen Namen „Sarmatien“. Auch wenn Bach selbst niemals nach Polen kam, so gilt das doch nicht für mehrere seiner Schüler, die dort in den musikalischen Dienst polnischer Magnatenfamilien traten.

Am Ende des Buches darf natürlich auch eine Sektion zu dem immer noch modischen Thema „Erinnerungskultur“ nicht fehlen. Miloš Rezník's Erörterung des großen Einflusses der „Sachsen-Romane“ von Ignacy Kraszewski auf das Bild von dieser Zeit sowohl in Polen als auch in Sachsen gerät zu einer wohlverdienten Würdigung des kürzlich verstorbenen Jacek Staszewski, der dieses Bild einer gründlichen Revision unterzogen hat. Rainer Groß liefert eine kurze, aber inhaltreiche Zusammenfassung der deutschsprachigen historischen Literatur zum Thema der Union, während Jens Boyesen die Erinnerungskulturen in Deutschland und Polen auf verschiedenen Ebenen einander gegenüberstellt. Dabei kommt er zu dem interessanten Befund, dass in Sachsen eine Angleichung der Erinnerungen an die Unionszeit an polnische Vorstellungen stattfand, die auf eine antipreußische Frontstellung in beiden Ländern rückschließen lasse. Schließlich kehrt Martin Munké noch einmal ausführlich zum Bild der Union in den Romanen von Kraszewski zurück und behandelt auch Kraszewskis Biografie. Kraszewski verbrachte in der zweiten Hälfte des 19. Jh. immerhin 20 Jahre seines Lebens in Dresden, was ihn nicht daran hinderte, den Niedergang Polens im 18. Jh. damit zu erklären, dass sich die schlechten Sitten von Sachsen auf Polen übertragen hätten. Diese Tendenz wurde dann in der großen Produktion des DDR-Fernsehens *Sachsens Glanz und Preußens Gloria*, die auf Kraszewskis Sachsen-Romanen beruht, deutlich abgeschwächt.

Insgesamt kann der Band durchaus als Einführung in die komplexe Thematik der sächsisch-polnischen Union dienen, zumal eine Monografie zum Thema nicht in Sicht ist. Manche Themen fehlen, während manche Tatbestände in verschiedenen Aufsätzen mehrfach angesprochen werden. Aber das sollte bei einem Sammelband nicht verwundern.

Freiburg

Martin Faber

Miloš Rezník: Neuorientierung einer Elite. Aristokratie, Ständewesen und Loyalität in Galizien (1772-1795). (Studien zum mitteleuropäischen Adel, Bd. 7.) Peter Lang Edition. Frankfurt am Main 2016. 561 S. ISBN 978-3-631-67193-1. (€ 86,95.)

Miloš Rezník widmet sich in seiner umfassenden Studie den tiefgreifenden Veränderungen der Rolle des polnischen Adels in der Zeit der Teilungen Polens. Er untersucht dabei die ersten zwei Jahrzehnte der Integration der im neu geschaffenen österreichischen Kronland Galizien lebenden polnischen Aristokratie im Rahmen der ständischen Gesellschaft der Habsburgermonarchie. Dieser Thematik und diesem Zeitabschnitt wurde bislang keine größere Aufmerksamkeit in der Historiografie geschenkt.

Rezník untersucht nicht nur die durch den Herrschaftswandel ausgelösten gesellschaftlichen Veränderungen in Galizien, sondern geht auch allgemein auf die in der zweiten Hälfte des 18. Jh. stattfindenden politischen, sozialen und kulturellen Veränderungen in den Ländern der Habsburgermonarchie sowie des Königreichs Polen ein. Seine besondere Aufmerksamkeit gilt der neuen Adelspolitik der Wiener Regierung im Rahmen der Zentralisierung und Modernisierung der Verwaltung der Habsburgermonarchie in den 1770er Jahren sowie der Frage, wie die polnische Aristokratie und der gutsbesitzende Adel in Galizien den Herrschaftswandel bewältigt haben. Hierbei stützt er sich auf die modernen Forschungsdiskurse zu den Themen Adel, Elite und Ständewesen. Der Vf. stellt seine Studie in einen breiteren Kontext der Wiener Galizien- und Adelspolitik und wirft einen Blick darauf, wie die Beamten als Vertreter des österreichischen Staates in diesem Zusammenhang agierten und die polnische Aristokratie auf die vielfältigen Maßnahmen der Wiener Regierung rea-

gierte. Im Mittelpunkt stehen dabei die Frage des kulturellen Transfers sowie die Herausarbeitung der unterschiedlichen Kulturen und Traditionen der adeligen Elite, mit denen sich die Wiener Regierung nach der Annektierung des ehemals polnischen Gebietes befassen musste. Untersucht werden die Integrations- und Akkulturationsangebote seitens der führenden politischen Vertreter des österreichischen Adels an die polnische Aristokratie. R. hebt nachdrücklich hervor, dass auch der österreichische Adel durch die in den zwei Jahrzehnten des Untersuchungszeitraums durchgeführten Reformen der ständischen Verfassung von einem gesellschaftlichen Wandel erfasst wurde. Er stützt sich auf eine vielschichtige Diskursperspektive und nimmt damit Abstand von dem älteren, einseitig nationalen Geschichtsnarrativ, das die Adelsgeschichte lange Zeit dominiert hat.

In der Studie werden die Anpassungsstrategien des polnischen Adels unter österreichischer Herrschaft aus verschiedenen Perspektiven untersucht: Einerseits wird die Frage nach den Handlungsräumen gestellt, die der galizische Adel nun als Teil des österreichischen Adels für sich fordern konnte, andererseits aber auch danach gefragt, welche Versuche er unternahm, seine eigenen Interessen im Rahmen des Herrschaftswandels zu vertreten. Der Vf. verknüpft seine Studie mit der Elitenforschung und befasst sich eingehend mit dem Übergang von der vormodernen, ständischen Gesellschaft zu einer modernen Gesellschaft, dessen Ergebnis ein Elitenwandel an der Wende des 18. zum 19. Jh. war. Weiter widmet er sich dem Identitätswandel innerhalb der galizischen Aristokratie und dem Adel, indem er nach dem elitären Bewusstsein der Adelsgesellschaft fragt. Darüber hinaus geht er auf die Frage der Identitäten und Loyalitäten gegenüber der Wiener Regierung ein, die in der Historiografie unterschiedlich diskutiert wurde, und plädiert dafür, die Identitätsfrage in einen kulturellen und politischen Kontext zu stellen, um neue Erkenntnisse über das Verhältnis der galizischen Aristokratie und des Adels zur Habsburgermonarchie zu gewinnen. Trotz der tiefgreifenden politischen Umwälzungen im Untersuchungszeitraum habe der besitzende Adel seine Position in Galizien sowohl im wirtschaftlichen als auch im kulturellen Bereich beibehalten. Die neue ständische Verfassung Österreichs ermöglichte die Entstehung einer galizischen Aristokratie, die, infolge der neuen Bestimmungen – im Gegensatz zu Zeiten der polnisch-litauischen Rzeczpospolita – nun zur adeligen Elite erhoben, sich in großem gesellschaftlichem Abstand zum verarmten Kleinadel befand. Durch ihre Integration in die österreichische gesellschaftliche Elite erhielten die galizischen Aristokraten Zugang zum Wiener Hof und konnten so ihre Kontakte in ganz besonderem Maße für ihre Interessen nutzen. Dem Vf. zufolge seien die Akkulturations- und Assimilationsprozesse des galizischen Adels in der Forschung nur marginal behandelt worden und bedürften daher noch weiterer Untersuchungen.

Zusammenfassend kann festgestellt werden, dass es sich bei dieser Forschungsarbeit um eine auf aus polnischen, österreichischen, ukrainischen und tschechischen Archiven stammenden Quellen basierende sowie sich auf die neuesten Publikationen zur Adelsgeschichte stützende, akribische Studie handelt, die neue Methoden in der Adels- und Elitenforschung anwendet und dazu beiträgt, die Lücke in der Erforschung der Neuorientierung der adeligen Elite im österreichischen Kronland Galizien teilweise zu schließen.

Kraków

Isabel Röska-Rydel

Stefan Herfurth: Freiheit in Schwedisch-Pommern. Entwicklung, Verbreitung und Rezeption des Freiheitsbegriffs im südlichen Ostseeraum zum Ende des 18. Jahrhunderts. (Moderne europäische Geschichte, Bd. 14.) Wallstein Verlag. Göttingen 2017. 262 S. Ill., graph. Darst., Kt. ISBN 978-3-8353-3060-3. (€ 29,90.)

Die im Rahmen des Graduiertenkollegs „Baltic Borderlands“ an der Universität Greifswald entstandene Dissertation von Stefan Herfurth (derzeit am GWZO Leipzig) greift einen zentralen Begriff des Aufklärungszeitalters auf und ordnet ihn in einen regionalen historischen Kontext ein. Untersuchungszeit und -ort sind dabei durchaus geschickt gewählt. Ende des 18. Jh. überlagerten sich im öffentlichen Diskurs Freiheitsbegriffe mit

sehr unterschiedlichen Traditionen, Semantiken und Funktionen. Der traditionellen Ständefreiheit stand der Freiheitsbegriff der Französischen Revolution gegenüber; das herkömmliche landwirtschaftliche System der Leibeigenschaft geriet in die Kritik einer aufklärerischen Publizistik, die ökonomische und ethische Gegenargumente ins Feld führte. Auch Freiheit von ausländischer Bedrückung spielte eine Rolle: Für Pommern war das Verhältnis zu einem neoabsolutistisch regierten Schweden eine offene Frage; aber auch die Alternative – die Unterstellung Pommerns unter die Herrschaft Brandenburg-Preußens oder des römischen Kaisers – blieb diskutabel. In Schwedisch-Pommern bündelten sich alle diese Aspekte wie in einem Brennglas.

H. behandelt sie in seiner nicht allzu umfänglichen Studie auf Grundlage der aufklärerischen Publizistik Schwedens, Schwedisch-Pommerns und im Heiligen Römischen Reich. Heuristische Leitlinien sind dabei die Frage nach dem Kulturtransfer zwischen diesen drei Gebieten (in jeder denkbaren Kombination), die Rolle der lokalen Eliten in Schwedisch-Pommern als Kulturvermittler und die Transformationen des Freiheitsbegriffs von der ständischen Ordnung zur „Mitbürgerschaft“ (schwed. „medborgarskap“).

Was die Methodik und Quellen betrifft, mutet es merkwürdig an, wenn H. erklärt, er habe sich bei der Textanalyse einer historisch-kritischen Vorgehensweise bedient, dabei aber gleichzeitig keine Archivquellen benutzt, sondern sich auf lektorierte, redigierte und gedruckte Texte beschränkt. Eine Antwort auf die Frage, was in diesem Fall mit „historisch-kritisch“ gemeint sein könnte, bleibt uns H. schuldig. Sein diesbezüglicher Hinweis, dass „die Quellen textkritisch nach philologischen Kriterien untersucht werden“ (S. 21), darf man wohl als Pleonasmus bezeichnen. Überhaupt besitzen grundsätzliche methodologische Gedanken bei ihm Seltenheitswert. In ein diffuses Licht getaucht erscheint auch die Definition des Quellenbegriffs. Die Tatsache, dass im Quellenverzeichnis einer Arbeit über die Aufklärungsperiode Texte von Karl Marx und Max Weber auftauchen, ist zumindest erklärungsbedürftig.

Die in Kap. 2 behandelte staatsrechtliche Stellung Schwedisch-Pommerns vom Dreißigjährigen Krieg bis zum Ende der schwedischen Herrschaft (Wiener Kongress 1815) verzichtet auf neue Forschungsperspektiven. Dies gilt auch für die Beschreibung der „Aufklärung“ in Schweden während des 18. Jh. (Kap. 3). Hier ist kritisch einzuwenden, dass der schwedische Historikerstreit um Existenz und soziale Reichweite einer schwedischen Aufklärung, außerdem ihre Verortung in der europäischen Aufklärungslandschaft, bei H. keine Rolle spielt. Eine Auflistung verschiedener Wissenschaftszweige und der Einzug des wissenschaftlichen Rationalismus an den schwedischen Akademien und Universitäten beweist noch nicht, dass Schweden ein Land der Aufklärung war. Diese fehlende Analyse des Charakters der Aufklärung in Schweden ist wohl auch der Grund dafür, dass die Frage offen bleibt, ob in Schweden neben den beiden von H. untersuchten Bedeutungen von Freiheit – Ständefreiheit/Verhältnis von Krone und Untertanen und Freiheit von fremder äußerer (in der Regel dänischer) Bedrückung – Vorstellungen von Freiheit in einem über Recht und Politik hinausgehenden Sinn (ökonomisch, ethisch, sittlich, anthropologisch, theologisch u. a.) existierten und wie sie sich gegebenenfalls mit den politischen und rechtlichen Aspekten des Freiheitsbegriffs verbanden. Nichts Neues erfährt man bei H. schließlich auch über die strategisch-militärische Rolle Schwedisch-Pommerns als Grenzland des Schwedischen Reiches (Kap. 4) und die Entwicklung der Publizistik im Schwedischen Reich nach der Pressefreiheitsverordnung von 1766 (Kap. 5).

Der im Sinne von Forschungsfortschritten ergiebige Hauptteil des Buches findet sich in den Kap. 6-8, wo sich H. einer eingehenden Analyse der Schriften der pommerschen Publizisten Johann Carl Dähnert (1719-1785), Johann David von Reichenbach (1732-1807) und Ernst Moritz Arndt (1769-1860) widmet. Diese Untersuchungen wirken schon wegen ihrer interpretatorischen Detailliertheit und Genauigkeit am überzeugendsten. Es kommt hinzu, dass H. hier sparsam mit kursorischen und allgemeinen Urteilen umgeht, die die erste Hälfte seines Buches entscheidend prägen. Er arbeitet auf dieser Grundlage drei Thesen heraus, die wenig überraschend wirken, aber für eine Einschätzung der schwedisch-

pommerschen Regionalgeschichte im 18. Jh. doch bedeutsam sind: 1. Der Freiheitsbegriff hat sich während dieser Zeit sowohl in Schweden als auch in Schwedisch-Pommern und im Heiligen Römischen Reich kontinuierlich verändert. Dähnert, von Reichenbach und Arndt stehen dabei als Repräsentanten für drei Phasen einer konzeptionellen und semantischen Veränderung von „Freiheit“. 2. Schwedisch-Pommern kann als Relaisstation zwischen Schweden und dem Heiligen Römischen Reich aufgefasst werden, weil es 3. Freiheitsbegriffe aus beiden Gebieten adaptierte und in das jeweils andere Gebiet vermittelte. Es lassen sich in Schwedisch-Pommern aber jenseits des Kulturtransits auch Eigenarten des Freiheitsbegriffs aufzeigen, die sich entweder als Synthese aus schwedischen und deutschen Elementen auffassen lassen oder autochthoner Natur waren, jedenfalls aber in der Folge weder in Schweden noch im entstehenden Deutschland eine tragende Rolle spielten, sondern spezifisch pommersche Spielarten des Freiheitsverständnisses darstellen.

Der Nachweis dieser Thesen mit Hilfe der genannten publizistischen Werke ist H. im Großen und Ganzen gelungen. Offen bleibt die Frage, warum er gerade die genannten Autoren gewählt hat bzw. wie repräsentativ diese für die Gesamtgeschichte von Freiheitskonzepten in Schwedisch-Pommern sind. Außerdem hätte man als Leser gern gewusst, wie repräsentativ das Fallbeispiel Schwedisch-Pommern in einer weiteren Perspektive zu beurteilen ist. Im Kontext des Ostseeraums beispielsweise böten sich kulturelle Diffusionsräume wie Schleswig und Holstein oder die russischen Ostseeprovinzen (Estland, Livland, Kurland) als Vergleichsgrößen an; gesamteuropäisch die Niederlande, das Elsass, die Eidgenossenschaft, das Burgund, die habsburgischen Besitzungen in Norditalien u. a. Ein Blick in die entsprechende Sekundärliteratur hätte genügt, um den Ort Schwedisch-Pommerns in einer europäischen Geschichte des Freiheitsdenkens näher zu bestimmen. In der vorliegenden Form jedoch beschränkt sich H.s Untersuchung auf eine weitgehend regionalgeschichtliche Perspektive.

Berlin

Ralph Tuchtenhagen

Zwischen Geschlecht und Nation. Interdependenzen und Interaktionen in der multiethnischen Gesellschaft Polens im 19. und 20. Jahrhundert. Hrsg. von Matthias Barelkowski, Claudia Kraft und Isabel Röska-Rydel. (Polono-Germanica, Bd. 10.) fibre. Osnabrück 2016. 295 S. ISBN 978-3-944870-37-3. (€ 34,80.)

Dieser gut zu lesende Sammelband enthält Beiträge, die 2013 auf der Jahrestagung der Kommission für die Geschichte der Deutschen in Polen präsentiert wurden. Ziel des Buches ist es, den Nutzen neuerer Forschungsansätze der *postcolonial studies* und *gender studies* für einen neuen Blick auf die multiethnische Gesellschaft Polens und die deutsch-polnischen Beziehungen zu erkunden. In Fortführung einer reichen Tradition von Forschung zum Zusammenhang von Geschlecht und Nation zu Ostmitteleuropa geht es hier in 15 Beiträgen darum, Geschlecht nicht als einzige, sondern als interdependente Struktur- und Analysekategorie zu fassen, also „Geschlecht, Ethnizität, Konfession, Klasse, Alter [...] von Anfang an als sich gegenseitig bedingend“ zu verstehen (S. 9). Die Hrsg. betten diesen Ansatz in einen facettenreichen Überblick über die Rezeption, Anwendung und Weiterentwicklung von postkolonialen und geschlechtergeschichtlichen Ansätzen in der Ostmitteleuropaforschung ein. Während der Einbezug der Geschlechterperspektive dazu verhilft, Nationsbildungsprozesse zu dekonstruieren und zu kontextualisieren, verorten postkoloniale Ansätze Europa in einem globalen Kontext und analysieren Wechselbeziehungen zwischen Kolonisierenden und Kolonisierten als eine Macht- und Wissensordnung, die auch auf innereuropäische Hegemonialbeziehungen angewendet werden können.

Die ersten vier Fallstudien sind Diskursanalysen von Belletristik, Publizistik und wissenschaftlicher Literatur im 19. Jh. Izabela Surynt untersucht deutsche Diskurse über den europäischen Osten als ein leeres, zivilisationsbedürftiges Land, das exotisiert und geschlechtlich wie kolonial konnotiert wird. Jawad Daher zeigt die gleiche Verknüpfung kolonialer und geschlechtsstereotyper Diskurse in deutschen Texten über den polnischen

Wald, der mit weiblicher Wildnis in Verbindung gebracht und dem deutschen Wald gegenübergestellt wird. Carla Fryszacka analysiert die Auseinandersetzung mit Kolonialdiskursen in polnischen Populärzeitschriften und zeigt auf, dass Osteuropa nicht nur Objekt des westlichen Orientalismus ist, sondern dass es Ende des 19. Jh. binnenkolonialisierende und selbst-orientalisierende Diskurse in der Region selbst gab, z. B. gegenüber anderen slawischen Bevölkerungsgruppen im Teilungsgebiet. Maciej Górny widmet sich polnischen und deutschen ethnopsychologischen Texten; das Autostereotyp deutscher rationaler Männlichkeit kontrastiert hier mit der Selbstzuschreibung höherer polnischer Wesensart wegen ihrer kulturellen Hochachtung für die Weiblichkeit.

Weitere vier Beiträge nehmen Interdependenzen in deutsch-polnischen Kontaktzonen unter die Lupe, und zwar Schilderungen deutsch-polnischer Beziehungen „von Frau zu Frau“ in deutscher Belletristik (Maria Wojtczak), die Heiratsmuster von Lutheranern im Regierungsbezirk Posen (Grażyna Liczbińska) oder Männlichkeitsentwürfe der evangelischen Diaspora im Ostgalizien der Zwischenkriegszeit (Pascale Mannert). Matthias Barlkowski untersucht die fortschrittliche Frauenbewegung in den östlichen Provinzen des Kaiserreichs. Seine zentrale These, die Bewegung sei keineswegs durchgängig nationalistisch gewesen, sondern ihr vielfaches sozialpolitisches Engagement zur Verbesserung der Lage von Frauen habe ethnisch-nationalistische Aktivitäten in den Hintergrund gedrängt, belegt er durch die Analyse entsprechender Mitteilungsblätter sowie des Nachlasses des Vereins Frauenwohl in Thorn. Beide Quellen zeigen eine Konzentration ganz auf sozial- und rechtspolitische Themen. Von mehreren Achsen der Ungleichheit, so lässt sich folgern, waren Klasse und Geschlecht offenbar drängender zu bearbeiten als Nation.

Zwei Texte zeigen besonders eindrücklich, wie Konfession, Ethnizität und Geschlecht in der Zwischenkriegszeit miteinander verflochten waren. Jolanta Mickutè analysiert die Identitätsbildung von Zionistinnen und arbeitet heraus, dass Zionismus je nach dem familiären und sozialen Hintergrund Emanzipation, Befreiung aus elenden materiellen Verhältnissen oder die Lösung der „jüdischen Frage“ in Polen versprach; Identitätsbildung war dabei keineswegs Privatsache, sondern Schauplatz nationaler Motive und Ziele. Christhard Hentschel untersucht den Zusammenhang von bestehenden Männlichkeitsbildern und der Konstruktion und militärischen Bewertung von jüdischen Soldaten in der Zweiten Republik. Die Analyse regelmäßiger Berichte der Kreiswehrratsämter legt nahe, dass situativ entschieden wurde, welches Rollenbild des jüdischen Soldaten galt – feige und verräterisch oder tapfer und mannhaft, also inwiefern das Militär exkludierte oder integrierte.

Schließlich zeigen drei Beiträge den Ertrag geschlechtergeschichtlicher Zugänge zum Zweiten Weltkrieg. Jan H. Issinger arbeitet heraus, dass Ordnungspolizisten als „ganz normale Männer“ (Christopher Browning) die Verbrechen des NS-Regimes selbstständig vorantrieben, indem koloniale Denkmuster, die Polizeiausbildung und die Erfahrung autoritärer Erziehung zusammenwirkten, künftig aber auch weitere Dimensionen einbezogen werden müssen. Wiebke Lisner zeigt am Beispiel der Hebammen im „Reichsgau Wartheland“, wie diese als Agentinnen und Akteurinnen in die rassistische NS-Politik eingebunden waren, sich gleichzeitig aber auch in lokalpolitischen Machtkonstellationen bewegten. Deutsche Hebammen leisteten „einen eigenständigen Beitrag zur Germanisierung des ‚Warthegaus‘“, so das Fazit (S. 263). Krystyna Radziszewska untersucht am Beispiel des Ghettos Litzmannstadt, wie hier traditionelle Rollenbilder fortwirkten, aber auch durch Verfolgung, Deprivation und Vernichtung in Frage gestellt wurden; den Wandel von Familien- und Erwerbsstrukturen beschreibt sie als erzwungene Modernisierung, die sich je nach sozialer Herkunft, Bildung und religiöser Überzeugung unterschied.

Das englischsprachige Schlusskapitel von Winson Chu fasst Potenzial und Gefahren von postkolonialen Ansätzen zusammen; hier sei besonders die Möglichkeit konservativ-nationalistischer Vereinnahmung und der Konstruktion eines Opferstatus durch diesen Ansatz zu nennen. Postkoloniale und Gender-Ansätze trügen das Potenzial „for deethnicizing politics in the German-Polish borderlands“ (S. 291). Die hier vorliegenden mikroge-

schichtlichen Studien zeigen die Notwendigkeit, Diskurs von Praxis zu unterscheiden und nicht Programmatik mit Aktion zu verwechseln (S. 292).

Das Buch zeigt den Mehrwert intersektionaler Perspektiven, die Komplexität produzieren: Die Sicht auf Ereignisse, Prozesse, Konflikte oder Beziehungen wird differenzierter. Die unterschiedliche und wechselnde Relevanz von Ethnizität, Religion, Klasse und Geschlecht je nach konkreter Situation und Konfliktlage, die Interdependenzen zwischen diesen gesellschaftlichen Strukturverhältnissen ist nicht zuletzt geschichtspolitisch bedeutsam: Nicht alle Konflikte drehen sich um Nation.

Zwischen Geschlecht und Nation ist ein außergewöhnlich gut gelungener Sammelband, der durch eine Überblickseinleitung und ein reflektierendes Schlusskapitel besticht. In der überwiegenden Zahl der Beiträge fehlt allerdings ein Resümee zu der Frage, was der verwendete Ansatz für den Erkenntnisfortschritt und die Geschichtswissenschaft bedeutet oder was die Ergebnisse für weitere Forschungen auf dem jeweiligen Gebiet verheißen. Der Band ist für Fachleute in der historischen Ostmitteleuropaforschung ebenso geeignet wie für alle, die sich für die Anwendung intersektionaler Perspektiven in Fallstudien interessieren.

Luzern

Gesine Fuchs

Marek Nekula: Tod und Auferstehung einer Nation. Der Traum vom Pantheon in der tschechischen Literatur und Kultur. (Bausteine zur Slavischen Philologie und Kulturgeschichte. Reihe A: Slavistische Forschungen, Bd. 79.) Böhlau Verlag. Köln u. a. 2017. 726 S., Ill. ISBN 978-3-412-22396-0. (€ 75,-)

Die menschliche Kultur wird in hohem Maße von der Auseinandersetzung mit dem Tod geprägt. Jenseitsvorstellungen, Begräbnisrituale, Bestattungspraktiken usw. zeugen nicht nur von den unterschiedlichen Einstellungen zu den letzten Dingen in den jeweiligen Gesellschaften, sondern werfen auch ein Licht auf deren soziales, politisches und kulturelles Profil. Die komplexen Zusammenhänge zwischen Gesellschaft und Tod demonstriert, vorwiegend mit böhmischem bzw. tschechischem Bezug, eindrucksvoll das neueste Buch des Regensburger Slavisten Marek Nekula, das 2017 auch in einer tschechischen Ausgabe¹ erschien. In dieser voluminösen, informativen und spannend zu lesenden Monografie zielt der Vf. vor allem darauf ab zu zeigen, „wie die Historiografie der tschechischen Literatur die große Erzählung der Sprache und des Schrifttums bzw. der Nationalliteratur ‚von Anbeginn bis in unsere Tage‘ erschuf, wie sich dieses Narrativ in der Darstellung Josef Dobrovskýs, Josef Jungmanns und weiterer Autoren dann allmählich zum Narrativ von ‚Geburt‘, ‚Aufblühen‘, ‚Blütezeit‘, ‚Verfall‘ und ‚Erneuerung‘ der Sprache, Literatur und Nation formte und wie es sich in einer nationalen Bestattungspraxis mit der Symbolik von ‚Tod‘ und ‚Auferstehung‘ anlässlich der Begräbnisse von ‚Zeugen‘, die für die Nation und die nationalen Belange eingetreten waren, konkretisierte“ (S. 639).

Die Thematik wird im Einleitungs- und im Resümeeekapitel in ihren komplexen Zusammenhängen anschaulich gemacht. Hingegen stellen die acht Hauptkapitel in sich weitgehend selbstständige Studien zu unterschiedlichen Aspekten des behandelten Phänomens dar. In Kap. 1 werden Begräbnisse bedeutender Persönlichkeiten, Denkmäler und Pantheons in ihrer kulturellen Funktion für Nation und Öffentlichkeit beleuchtet, wobei der Fokus auf der tschechischen Nationalbewegung des 19. Jh. liegt. Der zentrale Begriff „Pantheon“ wird über den künstlerisch-architektonischen Bereich hinaus auch auf Literatur und Literaturgeschichte ausgedehnt, wo der Vf. vergleichbare Strategien zur Entfaltung einer nationalen Erinnerungskultur am Werke sieht. In den folgenden Kapiteln stehen zu-

¹ MAREK NEKULA: Smrt a zmrtvýchvstání národa. Sen o Slavíně v české literatuře a kultuře, Praha 2017.

nächst Geschichte, Formen und Funktionen des Pantheons in seiner eigentlichen Bedeutung im Mittelpunkt des Interesses.

In Kap. 2 schlägt N. einen weiten Bogen von den Anfängen des Pantheons in der römischen Antike bis hin zu den neuzeitlichen Entwicklungen solcher Bauwerke in Italien, England, Frankreich und Deutschland. Besondere Aufmerksamkeit wird der auch für Böhmen vorbildhaften Walhalla bei Regensburg zuteil. Kap. 3 widmet sich dem Begriff des Pantheons und seinem Bedeutungswandel sowie alternativen Termini wie „Walhalla“ im Deutschen oder „Slavín“ im Tschechischen. Auf dieser Grundlage stellt der Vf. in Kap. 4 einige bekannte Beispiele böhmischer bzw. tschechischer Pantheons vor, angefangen bei aristokratischen Projekten wie dem von Franz Zacharias von Römisch Anfang des 19. Jh. gestalteten Felsen-Pantheon in der nordböhmischen Burg Vranov bei Malá Skála oder Anton Veiths Slavín bei Liběchov in Mittelböhmen. Im Rahmen eines Vaterländischen Museums (heute Nationalmuseum) sollten Mitte des 19. Jh. nach Plänen von František Palacký ein dem österreichischen Kaiser gewidmetes „Francisceum“ und eine „böhmische Walhalla“ eingerichtet werden. Die damit verbundenen Debatten und Entwicklungen werden von N. ebenfalls detailliert geschildert. Das nächste Kapitel richtet den Blick auf die im Zuge der immer stärker werdenden tschechischen Nationalbewegung zelebrierten Begräbnisse von Repräsentanten der tschechischen Literatur und Kultur. Damit werden nach N. Tod und Auferstehung der Nation zur „rituelle[n] Festigung der Identität durch Erinnerung“ (S. 301) inszeniert. Ausführlich beschrieben werden die Begräbnisse von Josef Jungmann, Karel Havlíček-Borovský, Václav Hanka, Božena Němcová, František Palacký und (als Beispiel einer negativen Erinnerung) Karel Sabina. Kap. 6 stellt den 1862 gegründeten Verein Svatobor und dessen Rolle bei der Herausbildung einer nationalen Erinnerungskultur vor. Zu den Aktivitäten des Vereins gehörten u. a. die Organisation nationaler Gedenkfeiern und die Akquirierung von Geldern für den Bau von Denkmälern für Repräsentanten des tschechischen Kulturlebens.

Eingehend behandelt werden in Kap. 7 bekannte und für den Nationalisierungsprozess typische Prager Pantheons: der Slavín auf dem Vyšehrad, das Pantheon im Nationalmuseum, der sog. „Bürgermeistersalon“ im Gemeindehaus (obecní dům) und schließlich, als Beispiel für ein „säkulares Pantheon“ des 20. Jh., das Denkmal der nationalen Befreiung auf dem Vítkov-Hügel. Große Bedeutung im Hinblick auf den Widerstand gegen die deutsche Besatzung erlangte auch die Überführung der sterblichen Überreste Máchas aus Litoměřice nach Prag, wo der Dichter 1939 auf dem Vyšehrader Friedhof zum zweiten Mal beerdigt wurde. Mit diesem Begräbnis erfuhr Mácha auch endgültig seine Anerkennung als tschechischer Nationaldichter. Dem metaphorisierten Konzept des Pantheons widmet sich Kap. 8., das die Entwicklung der böhmischen und tschechischen Literaturgeschichtsschreibung von den Biografie-Sammlungen der Aufklärungszeit bis hin zu den Überblicksdarstellungen des 19. Jh. verfolgt. Die in diesen Werken erkennbaren Bemühungen um Kanonbildung und die Schaffung einer nationalen Erinnerungskultur werden auf vergleichbare Prozesse bei der Errichtung tschechischer Nationalpantheons projiziert.

N.s Studie ist im besten Sinne eine Kulturgeschichte des tschechischen Nationalisierungsstrebens unter dem spezifischen Blickwinkel von Tod und Auferstehung. Das klug aufgebaute, an erhellenden Beispielen reiche Buch deckt nicht nur eine große Themenpalette ab, sondern besticht auch durch die breite methodische Kompetenz des Vf., der historiografische, kultursemiotische, soziologische sowie sprach-, literatur- und kunstwissenschaftliche Ansätze geschickt miteinander zu verknüpfen weiß. Damit schafft es N., einer alten Thematik viele neue und überraschende Einsichten abzugewinnen. Wie der Vf. im abschließenden Ausblick zeigt, ist das Buch nicht nur für Bohemisten von Interesse, sondern bietet auch für andere Disziplinen zahlreiche Anknüpfungspunkte und Anregungen.

Gießen

Reinhard Ibler

Geschichtsbuch Mitteleuropa. Vom Fin de Siècle bis zur Gegenwart. Hrsg. von Anton Pelinka, Karin Bischof, Walter Fend, Karin Stögner und Thomas Köhler. new academic press. Wien 2016. 398 S. ISBN 978-3-7003-1951-1. (€ 34,-)

Das vorliegende Werk ist vom Leiter und einigen Mitarbeitern des Wiener Instituts für Konfliktforschung herausgegeben worden. Ihm liegt ein Projekt zugrunde, in dem aus Anlass des 100. Todestages von Kaiser Franz Josef (21. November 2016) eine Übersicht über die aktuellen Geschichtsbilder von einigen Staaten aus dem Erbe des Habsburger Reiches erarbeitet wurde. Historiker und Publizisten aus den betroffenen Ländern sollten das „nationale Narrativ“ ihres Landes beschreiben, das Erbe des Habsburger Reiches darstellen, die Beziehungen zu den jeweiligen Nachbarn reflektieren und die europäische Dimension nach dem Ende der kommunistischen Zwangsherrschaft erörtern, unter dem Stichwort „Rückkehr nach Europa“.

Das Ergebnis ist eine „Gratwanderung“, wie der Haupthrsg. Anton Pelinka feststellt, und sowohl aufschlussreich als auch kritikbedürftig. Dies beginnt bereits bei dem Titel des Sammelwerkes: Der Begriff „Mitteleuropa“ wird auf die heutigen Staaten Tschechien, Slowakei, Polen, Ungarn, Slowenien, Kroatien und Österreich bezogen, umfasst damit aber keineswegs alle Länder des alten Reiches. Ferner entspricht diese Vorstellung von „Mitteleuropa“ weder der klassischen Definition von Friedrich Naumann, der darunter das Deutsche Reich zusammen mit Österreich-Ungarn verstand, noch den Vorstellungen von Tomáš G. Masaryk, der das deutsche Element ausgeklammert hat. Im vorliegenden Band wird Deutschland kaum erwähnt.

Die „Länderberichte“ waren für die Hrsg. augenscheinlich eine Überraschung, denn von einem Fortwirken der „bundesstaatlichen Ansätze“ des alten Vielvölkerreiches konnte nirgendwo die Rede sein; vielmehr war das „nationale Narrativ“ oft eine Sammlung von nationalen Mythen, die bis in das frühe Mittelalter (Slowakei – Großmährisches Reich), die Hussitenzeit (Tschechien) oder lokale Bauernaufstände (Slowenien) zurückreichten. Vorherrschend waren indes die „Traumata“, die für jedes Land bis in die Gegenwart prägend schienen. Man vermisst bei dieser Lektüre der Einzelbeiträge den Hinweis darauf, wie das „historische Narrativ“ jeweils ermittelt worden ist. Nur nebenbei wird in einem Beitrag erwähnt, dass hier ein Geschichtsbild nationaler Eliten erfasst wurde, das als repräsentativ ausgegeben wird. Infolgedessen dominieren die „hegemonialen Gruppen“ (S. 57) das Geschichtsbild, lassen wenig Raum für die Minderheiten auf dem jeweiligen Staatsgebiet und klammern die Nachbarn fast überall aus.

Die umfangreichen Einzelbeiträge zu den Ländern entziehen sich hier einer Einzelkritik; sie schwanken zwischen eher journalistischen Beschreibungen und Rezensionen der nationalen wissenschaftlichen Produktion, jeweils mit Literaturhinweisen versehen, die meist landesgeschichtlichen Charakter tragen. Die Hrsg. haben diese Texte nach Eingang gesichtet und einer generellen Überarbeitung unterzogen, indem sie die dominanten Züge herausarbeiteten (die Traumata einer „Opferrolle“, Defizite betonten (etwa das Auslassen der Minderheiten) und die übernationalen Gemeinsamkeiten nachgeliefert haben. Dieser Teil des Buches geht den Einzelbeiträgen voraus und schafft damit den Rahmen des „Handbuchs“. Negativ wäre als Ergebnis festzustellen, dass eine Habsburg-Nostalgie nirgendwo existiert und eine übernationale Orientierung auf „Europa“ kaum vorhanden ist. Auch das Thema „Visegrád“ als potenzielles Unterzentrum reizte niemanden. Dagegen ist die Herausarbeitung der größeren Zusammenhänge eine eigene Leistung der Hrsg., die diese auf vier Zeitebenen (vor 1918, in der Zwischenkriegszeit, im Zweiten Weltkrieg bis zur Wende und in der Gegenwart) untersucht haben. Zu dieser historischen Schiene kommen noch zwei bemerkenswerte Beiträge über das „jüdische Erbe“ und die besondere Rolle der Stadt Wien.

Der Band ist eine Momentaufnahme der aktuellen Geschichtsbilder der jeweiligen nationalen Eliten und damit dem Wandel unterworfen; vielleicht werden sich die europafreundlichen Züge mit der Zeit verstärken, wenn sich die Mode ändert. In anderer Hinsicht hätte man indes Modisches vermeiden sollen, wie die überflüssige und in der Penetranz

störende Doppelung der genderspezifischen Begriffe (z. B. „Zuwanderinnen und Zuwanderer“, S. 112).

Köln

Manfred Alexander

Mutter: Land – Vater: Staat. Loyalitätskonflikte, politische Neuorientierung und der Erste Weltkrieg im österreichisch-russländischen Grenzraum. Hrsg. von Florian Kühner-Wielach und Markus Winkler. (Veröffentlichungen des Instituts für deutsche Kultur und Geschichte Südosteuropas an der Ludwig-Maximilians-Universität München, Bd. 134.) Verlag Friedrich Pustet, Regensburg 2017. 216 S., 19 Ill. ISBN 978-3-7917-2927-5. (€ 29,95.)

Das vorliegende Werk geht zurück auf eine im Mai 2015 an der Nationalen Universität Czernowitz (Cernivci) abgehaltene Konferenz, die Fragen politischer und kultureller Loyalitäten in den historischen Regionen Bukowina, Galizien und Bessarabien während des Ersten Weltkriegs erörterte. Einleitend begründen die Hrsg. Band und Konferenz mit der Notwendigkeit, sich über die Geschichte von Konflikten und Kriegen sowie über deren Langzeitwirkungen auszutauschen, weil so neben dem wissenschaftlichen Ertrag auch ein Beitrag zur Verständigung geleistet werden könne. Angesichts der seit 2014 in der Ukraine ablaufenden krisenhaften Entwicklungen sei dies umso wichtiger. Zweifellos kann die Analyse von Nationalismen sowie damit einhergehender wirtschaftlich und kulturell begründeter Machtgefälle zum Verständnis der Gegenwart beitragen, zumal diese Nationalismen als Strukturen langer Dauer – wenn auch unter wechselnden Rahmenbedingungen – bis heute Wirkung zeigen. Sie fanden jüngst etwa in vor allem medial ausgetragenen Disputen zwischen Akteuren der Ukraine und Polens sowie der Ukraine und Ungarns ihren Ausdruck. Von besonderer Brisanz ist bekanntermaßen das Verhältnis zwischen der Ukraine und Russland.

Für die hier zu besprechende Publikation wurde der geografische Rahmen gegenüber der genannten Konferenz auf den österreichisch-russländischen Grenzraum erweitert. Es handelt sich dabei um eine Region, wo sich vor dem Ersten Weltkrieg die Ansprüche nicht nur verschiedener Staaten, sondern auch von Nationalismen, die auf die Bildung von (National-)Staaten zielten, überschritten. Auch heute noch steht diese Region im Spannungsfeld geopolitischer Rivalitäten. Ausgehend von der insbesondere für die Moderne geltenden Erkenntnis, dass Krisen und Konflikte innerhalb und zwischen politischen, sozialen oder religiösen Entitäten bestehende (Zu-)Ordnungen in Fragen stellen und grundlegende Umwälzungen herbeiführen können, fokussieren zehn der elf Aufsätze darauf, wie Betroffene auf die Ereignisse des Ersten Weltkrieges kurz- oder langfristig reagierten. Dabei schöpfen fünf Aufsätze aus der Analyse literarischer und journalistischer Texte, aus Tagebuchaufzeichnungen und biografischen Schriften. Sechs Beiträge sind primär geschichtswissenschaftlich angelegt.

Der Band führt den Leser in die zahlreichen ungelösten Fragen und Spannungen ein, mit denen vor allem Österreich-Ungarn, aber auch Russland am Vorabend des Ersten Weltkriegs konfrontiert waren. Wie Marc Stegherr zeigt, führte die wirtschaftliche und politische Benachteiligung der Ruthenen/Ukrainer in Galizien zu mehr Unruhe als in der ungarischen Reichshälfte, wo diese Gruppe ebenfalls einen beträchtlichen Anteil an der Bevölkerung aufwies. Doch der galizische Ausgleich vom Januar 1914, der zur Erhöhung der Zahl der ruthenischen Landtagsabgeordneten führte, konnte seine Wirkung nicht mehr entfalten. In der vergleichsweise friedlichen Bukowina schätzten staatliche Stellen Teile der rumänischen Nationalbewegung als gefährlich ein. Im benachbarten Russland signalisierten die restriktive Haltung des Staates gegenüber der ukrainischen Sprache sowie antisemitische Ausschreitungen krisenhafte Prozesse. All dies deutet darauf hin, dass am Vorabend des Ersten Weltkriegs, vor dem Hintergrund ethnischer, nationaler, religiöser und wirtschaftlicher Diversität der Bevölkerungen, Zugehörigkeiten und Loyalitätsbeziehungen

permanent verhandelt wurden. Wie der vorliegende Band zeigt, erfuhr dieser Prozess durch den Weltkrieg einen dramatischen Schub.

Die aus Deutschland, der Ukraine, Rumänien, Moldova, Kroatien und Österreich stammenden Autor/inn/en zeigen, wie der Krieg kurz- und langfristig Loyalitäten und Weltbilder beeinflusste. Isabel R ö s k a u - R y d e l beleuchtet u. a. anhand von Briefen die Kriegsbegeisterung des deutschen Schriftstellers Ludwig Thoma. Hans-Joachim H a h n zeigt mit Verweis auf den aus Prag stammenden Zionisten Schmuël Hugo Bergmann, dass jüdische Intellektuelle zunächst den Krieg durchaus begrüßten und dass die Kriegserfahrung den Diskurs über jüdische Identitäten wesentlich vorantrieb. Bezugnehmend auf den 1915 von Scholem Alejchem verfassten Text *The Krushniker Delegation* und Israel Joshua Singers *Josche Kalb* (1932) geht Cristina S p i n e i Spuren der Auflösung jüdischer Traditionen infolge assimilatorischer Tendenzen der jüdischen Aufklärung und der physischen Vernichtung der ostjüdischen Welt im Ersten Weltkrieg nach. Andrei Corbea-Hoisie fokussiert auf Philipp Menczels pro-österreichisches Erinnerungsbuch *Als Geisel nach Sibirien verschleppt*, das der nach Russland deportierte Czernowitzer Journalist nach seiner Rückkehr im Jahr 1916 publizierte. Kati B r u n n e r, Svitlana Kyrylyuk, Peter Rychlo und Stegherr erläutern verschiedene den Ersten Weltkrieg thematisierende literarische Texte in ukrainischer Sprache, welche die physische Gefährdung und politische Zerrissenheit der zwischen die (staatlichen) Fronten geratenen Menschen und gedachten nationalen Gemeinschaften (Ukrainer kämpften in den Armeen Russlands und Österreich-Ungarns) ausdrücken. Das Balladengedicht *Die Brüder* von Osyp Makovej und die Erzählung *Zwischen den Schanzen* von Antin Krušel'nyč'kij reflektieren reale Erfahrungen der Bruderfeindschaft und des Brudermordes. Nach Brunner und Kyrylyuk befindet sich die Hauptfigur der Erzählung *Juda* von Ol'ha Kobyljans'ka in einem räumlichen, kulturellen und politischen „Da-zwischen“, das in Zeiten des Krieges zur tödlichen Falle wird.

Die den Verhältnissen nach dem Ersten Weltkrieg gewidmeten Aufsätze zeigen, dass die neuen Staaten viele Probleme der zerfallenen Imperien erbten. Mariana Hausleitner verweist auf sich ausweitende Konfliktfelder zwischen den Rumänen und Ukrainern in der Bukowina. Svetlana S u v e i c a präsentiert in ihrem Aufsatz die letztlich nur teilweise erfolgreichen Bemühungen der Deutschen Bessarabiens, sich ihre Loyalität zu Rumänien mit staatlichen Garantien hinsichtlich Eigentumsrechten, parlamentarischer Repräsentation und lokaler Autonomie abgelten zu lassen. *Last but not least* sei auf den militärgeschichtlichen Beitrag von Jevgenij Paščenko zur Rolle kroatischer Verbände auf bukowinisch-galizischen Kriegsschauplätzen verwiesen sowie auf den ebenso detailreichen Beitrag von Kurt S c h a r r über die existenzbedrohenden Schwierigkeiten von Lehrenden der Czernowitzer Universität, die mit dem rumänischen Staat keine Loyalitätsbeziehungen aufbauten, sondern im Jahre 1919 nach Österreich wechselten.

Die von den Hrsg. intendierte Verständigung zwischen divergierenden Gruppen und Interessen wird gleichsam durch den im Band praktizierten Dialog der Disziplinen unterstrichen. Das Wissen um die großen Zusammenhänge ergänzt der Blick auf individuelle Erfahrungen. Dass im Zuge der Lektüre manche neue Fragen auftauchen, kann dem Werk durchaus zugutegehalten werden. Was sagen literarische Werke polnischer, russischer und rumänischer Sprache über den Ersten Weltkrieg und seine Folgen? Erschöpft sich die deutschsprachige Publizistik und Literatur der Bukowina zum Thema in der genannten Publikation Menczels oder jener über Mayer Ebner? Dass Informationen hinsichtlich der Entstehungszeit und der Erstpublikation von Texten Osyp Makovejs (z. B. *Chrest pomiž lypamy, Krovave Pole*), Ol'ha Kobyljans'kas und anderer ukrainischer Autoren fehlen, mag als kleiner Mangel erscheinen.

Černivci – Wien

Günther F. Guggenberger

Displaced Children in Russia and Eastern Europe, 1915-1953. Ideologies, Identities, Experiences. Hrsg. von Nick Baron. (Russian History and Culture, Bd. 15.) Brill. Leiden – Boston 2016. XV, 295 S., Ill., graph. Darst. ISBN 978-90-04-17530-3. (€ 126,-)

Rezensionen von wissenschaftlichen Sammelbänden urteilen oft erstaunlich ähnlich. Dabei wird zwar die Vielfalt und Innovativität der Beiträge hervorgehoben, gleichzeitig jedoch darauf hingewiesen, dass es an Kohärenz oder Komplementarität mangle. Anders beim vorliegenden Titel, der, wie Hrsg. Nick Baron in der Einleitung erläutert, aufgrund verschiedener Umstände mit jahrelanger Verspätung erscheint. Doch gilt in diesem Fall: Was lange währt, wird endlich gut. Die zehn Kapitel des Bandes sind, obwohl sie zeitlich wie räumlich durchaus disparate Untersuchungen präsentieren, in vorbildlicher Weise methodisch, begrifflich und inhaltlich aufeinander abgestimmt. Davon zeugen nicht zuletzt die zahlreichen Querverweise in den Aufsätzen selbst, die den Leser bzw. die Leserin im besten Sinne dazu überreden, den Band ganz und mehrfach zu lesen.

In einer sehr umfangreichen und belesenen Einleitung legt B. das gemeinsame Forschungsprogramm dar. Es speist sich aus einer Verschränkung von politischer und Sozialgeschichte mit kultur- und mentalitätsgeschichtlichen Ansätzen, die in bester Weise das Potenzial der erfreulicherweise (wieder)entdeckten Kindheitsgeschichte demonstrieren.¹ Der Hrsg. verspricht nicht weniger als „a new scholarly lens on many wider themes of central importance for understanding the twentieth century world and the formation of present-day political and social realities“ (S. 4). Dabei geht er von der grundsätzlichen Perspektivierung von Kindern als der „Zukunft der Gesellschaft“ (bzw. des Staates, der Nation) aus, weshalb ihre Fürsorge und Erziehung zu einem zentralen Anliegen moderner Herrschaftsführung geworden sei. Das „displacement“ von Kindern „from normative sites of child-rearing and socialization – home, school, club – to the margins of the established social order“ (S. 7) habe eine existenzielle Bedrohung dargestellt, der mit verschiedenen, oft repressiven und gewaltvollen Maßnahmen zum Zwecke des „re-placement“ begegnet wurde. Es sei den Akteuren also nicht primär um das konkrete Kind und sein Wohl gegangen, sondern um die auf diese soziale Gruppe projizierten Hoffnungen und Ängste von gesamtgesellschaftlicher Bedeutung.

Der gewählte zeitliche wie räumliche Rahmen, Ostmittel- und Osteuropa zwischen der Oktoberrevolution und dem Tod Stalins, ordnet auf ebenso selbstverständliche wie innovative Weise diesen in einer allgemeinen Geschichte des 20. Jh. oft marginalisierten bzw. ausgewiesenen Expert/inn/en überlassenen Raum als Experimentierfeld in den Prozess der Revolutionierung und Konsolidierung moderner Gesellschaften ein. Interne wie externe Kräfte und Prozesse – Revolutionen, (Bürger-)Kriege, ethnische und soziale „Säuberungen“, gewaltige Industrialisierungs- und Urbanisierungsprojekte – führten zu einer bis dahin ungekannten Welle von Entwurzelungen in der Bevölkerung, von denen die Kinder, so stellen es die einzelnen Beiträge quellengesättigt und überzeugend dar, quantitativ und qualitativ in einem besonderen Maße betroffen waren.

Dass alle Autor/inn/en des Sammelbandes auch die Kinder selbst zu Wort kommen lassen, indem sie Tagebücher, Briefe oder retrospektive Interviews heranziehen, bildet ein wichtiges methodisches Korrektiv. Der Anspruch, „multiple forms of child displacement and replacement as both state practice and social experience“ (S. 2) zu analysieren, bedeutet, dass die in der Forschung oft problematisierte, aber selten geschlossene methodisch-analytische Lücke zwischen dem Umgang mit Kindern auf der einen Seite und ihren eigenen Erfahrungen, Wahrnehmungen und Handlungsstrategien, kurz ihrer „agency“, auf der anderen Seite, gefüllt wird und so beide Ebenen des „Kindes“ als Objekt wie als Subjekt miteinander in Beziehung gesetzt werden.

Einen einzelnen Beitrag herauszuheben, erscheint so schwierig wie unnötig. Wenn es etwas zu bemängeln gibt, dann, dass einige Länder der Region, wie Ungarn oder die

¹ MARTINA WINKLER: Kindheitsgeschichte. Eine Einführung, Göttingen 2017.

Tschechoslowakei, leider nicht in einem gesonderten Beitrag untersucht werden. Doch ob die Erinnerung an die Deportation von „Kulakenkindern“ in der Sowjetunion der 1930er Jahre, die B. in Zusammenarbeit mit Michael Kanzelson analysiert, das von Aldis Purs examinierte Schicksal von verwaisten Kindern im unabhängigen Litauen der 1920er Jahre oder der dezidiert transnationale Blick auf die „lost children“ in der Nachkriegszeit im Beitrag von Tara Zahra: Stets gelingt es mit selbstkritischem Blick auf die Quellen und Methoden, sowohl den Geschichten der Kinder als auch den gesamtgesellschaftlichen Implikationen des *dis-* und *replacement* gerecht zu werden.

Kiel

Frank Henschel

Barbara Schneider: Erich Maschke. Im Beziehungsgeflecht von Politik und Geschichtswissenschaft. (Schriftenreihe der Historischen Kommission bei der Bayerischen Akademie der Wissenschaften, Bd. 90.) V&R Academic. Göttingen 2016. 391 S. ISBN 978-3-525-36080-4. (€ 70,-)

Nachdem es zwischenzeitlich ruhig geworden war um die Aufarbeitung der Kontinuitäten und Wandlungen der deutschen „Ostforschung“ und der deutschsprachigen Geschichtswissenschaft, lässt sich inzwischen von einer zweiten Welle biografischer Studien sprechen, die seit einigen Jahren erscheinen.¹ Diese liefern nicht selten die empirische und analytische Basis zur öffentlichkeitswirksamen Debatte der Jahrtausendwende, finden jedoch zumeist kein vergleichbares Echo mehr.² Ein Beispiel dafür, warum diese Bücher dennoch die Lektüre lohnen, stellt die seit 2016 vorliegende Druckfassung der Jenaer Dissertation von Barbara Schneider dar.

Der Protagonist der Arbeit, Erich Maschke (1900-1982), lässt sich eher der zweiten Reihe der deutschen Historikerzunft zuordnen – aber spannend und lehrreich ist die Befassung mit seiner Person allemal. Und dies, obwohl die Quellenbasis nicht wirklich befriedigend ausfällt. Es mangelt deutlich an (auto)biografischen Dokumenten, die Einblicke hinter die publizierten Texte erlauben würden. So fußt die Darstellung in erster Linie auf den zahlreichen Veröffentlichungen Maschkes, was nach der Lektüre des Buches eine gewisse

¹ Vgl. u. a. JAN EIKE DUNKHASE: Werner Conze. Ein deutscher Historiker im 20. Jahrhundert, Göttingen 2010; EIKE ECKERT: Zwischen Ostforschung und Osteuropahistorie. Zur Biographie des Historikers Gotthold Rhode (1916-1990), Osnabrück 2012; CHRISTOPH NONN: Theodor Schieder. Ein bürgerlicher Historiker im 20. Jahrhundert, Düsseldorf 2013; ULRICH PREHN: Max Hildebert Boehm. Radikales Ordnungsdenken vom Ersten Weltkrieg bis in die Bundesrepublik, Göttingen 2013; MATTHIAS BERG: Karl Alexander von Müller. Historiker für den Nationalsozialismus, Göttingen 2014; JOSEPH LEMBERG: Der Historiker ohne Eigenschaften. Eine Problemgeschichte des Mediävisten Friedrich Baethgen, Frankfurt am Main – New York 2015; ESTHER ABEL: Kunstraub – Ostforschung – Hochschulkarriere. Der Osteuropahistoriker Peter Scheibert, Paderborn 2016.

² Ausnahmen bestätigen auch hier die Regel. Vgl. die Kontroverse um die Biografie Theodor Schieders zwischen Peter Schöttler und Christoph Nonn: PETER SCHÖTTLER: Rezension zu: Nonn, Christoph: Theodor Schieder. Ein bürgerlicher Historiker im 20. Jahrhundert, Düsseldorf 2013, in: H-Soz-Kult vom 19.12.2013, URL: www.hsozkult.de/publicationreview/id/rezbuecher-2118 (15.11.2017); CHRISTOPH NONN: Erwiderung auf Peter Schöttlers Rezension meiner Biographie über Theodor Schieder. in: H-Soz-Kult vom 14.01.2014, URL: <http://hsozkult.geschichte.hu-berlin.de/rezensionen/2013-4-227> (15.11.2017); siehe auch die stark autobiografisch gefärbte Polemik von EGBERT JAHN, INGE AUERBACH: Der Osteuropahistoriker Peter Scheibert. Anmerkungen zu einer misslungenen Biographie, in: Osteuropa (2017), 1-2, S. 27-59, sowie ebenda, Heft 3-4, S. 143-181, mehrere Erwiderungen.

Unzufriedenheit hinterlässt, da man dem Menschen Maschke und den Beweggründen für sein Handeln nicht wirklich nahekommt. Dies lässt sich jedoch nicht der Autorin anlasten, die eine sehr differenzierte und überzeugende Auswertung der vorhandenen Quellen vornimmt.

Maschke, der ab Anfang 1918 an der Westfront kämpfte, schloss sich nach dem Ersten Weltkrieg den völkischen „Neupfadfindern“ an. Dieses Umfeld mit seiner Heroisierung des ‚Grenz- und Auslandsdeutschtums‘ sowie des ‚Führer‘-Gedankens prägte ihn nachhaltig, wenn man sich die Kontinuitäten seiner Ansichten bis zum Jahr 1945 ansieht. Bereits 1920 äußerte er sich in menschenverachtender Art und Weise über „Slaven wie Juden“, die bei ihm einen „widerlich würgenden Ekel“ hervorrufen würden und mit denen es „niemals eine Versöhnung“ geben könne: „Das Blut kennt keine Einigung – einer muss siegen – einer sterben.“ (S. 41).

Es ist vor diesem Hintergrund nur folgerichtig, dass Maschke 1925 an die Universität Königsberg wechselte, einen ‚Vorposten‘ des Reiches. Als Schüler von Hans Rothfels wandte er sich der Geschichte des Deutschen Ordens zu und engagierte sich vor und nach 1933 vielfältig für den ‚deutschen Osten‘, vom Volksbund für das Deutschtum im Ausland bis zur Nord- und Ostdeutschen Forschungsgemeinschaft. Nach seinen Berufungen, 1935 an die Universität in Jena und 1942 nach Leipzig, trat er zudem als NS-Dozentenbundführer und SD-Vertrauensmann hervor. Es entsteht das Bild eines überzeugten Nationalsozialisten, der die rassistische deutsche Besatzungspolitik guthieß. Umso bedauerlicher ist es, dass die lückenhafte Aktenüberlieferung keine eindeutige Aussage darüber ermöglicht, welche Rolle Maschke, der wenige Tage vor dem deutschen Überfall auf Polen eingezogen wurde und sich bis Herbst 1940 in Posen befand, im sich radikalisierenden Prozess der Zwangsumsiedlungen genau spielte.

Im Oktober 1945 wurde Maschke verhaftet und kam für acht Jahre in sowjetische Kriegsgefangenschaft – ein zweifellos einschneidendes Erlebnis und ein markantes Charakteristikum, das Maschkes Biografie von der seiner Kollegen unterscheidet. Folgt man der Vf., so war diese Zeit maßgeblich für die historiografische und politische Wende, die Maschke nach 1945 vollzog. 1956 auf eine Professur für Wirtschafts- und Sozialgeschichte nach Heidelberg berufen, erlangte er zwar nicht die Prominenz eines Werner Conze, gehörte aber dafür zu den wenn auch eher stillen Reformern der sich reorganisierenden Ostforschung und bewies als Leiter eines der ersten Großforschungsprojekte der Bundesrepublik bemerkenswerte Standfestigkeit gegen alle Versuche der politischen Instrumentalisierung. Die 1957 im Auftrag des Bundesvertriebenenministeriums unter Theodor Oberländer entstandene wissenschaftliche Kommission zur Erforschung der deutschen Kriegsgefangenen des Zweiten Weltkriegs hat bis heute nicht die Aufmerksamkeit der Forschung erfahren, die der von Theodor Schieder geleiteten „Dokumentation der Vertreibung“ zukam – Sch. schreibt in diesem vielleicht interessantesten Kapitel ihrer Arbeit jedoch ein Lehrstück darüber, wie politische Einflussnahme, namentlich des Auswärtigen Amtes, auf wissenschaftliche Expertise funktioniert und mit welchen Strategien, etwa einer bewussten Internationalisierung, Maschke, der die Leitung nach dem Tod Hans Kochs übernommen hatte, sich dagegen zur Wehr setzte. Letztendlich verzögerte der politische Apparat die Publikation der Ergebnisse so lange, bis der Verlag 1975 mit juristischen Schritten drohte – und auch deshalb ist es ein wichtiges Verdienst der Arbeit, diese Zusammenhänge detailliert zu Tage gefördert zu haben.

Insgesamt hat Sch. ein akribisch recherchiertes, gut lesbares und in seinen Urteilen überzeugendes Buch geschrieben. Es ist in seiner chronologischen Anordnung klassisch aufgebaut, aber gerade der Vergleich von Maschkes Handeln vor und nach 1945 macht deutlich, dass dies eine gute Entscheidung war. Die Anwendung der zur Erklärung punktuell herangezogenen Theorie Ludwig Flecks vom Denkstil und Denkkollektiv vermag hingegen nur bedingt zu überzeugen, zumal die Vf. wiederholt selbst die Grenzen dieses Modells demonstriert, indem sie aufzeigt, warum Maschke nach 1945 gerade nicht mehr dem ‚Denkstil‘ der früheren Königsberger und späteren Sozialhistoriker um Werner Conze

zuzuordnen war. Weiterführender wäre hier eine Verortung des eigenen Protagonisten im inzwischen ja doch beachtlich entwickelten Forschungsstand gewesen. Es erscheint nach wie vor als eine lohnenswerte Aufgabe, die inzwischen vorliegenden Biografien miteinander in Beziehung zu setzen und auf diese Weise das jeweils Typische und Besondere der Einzelfälle stärker zu konturieren. Es ist der sehr lesenswerten Arbeit von Sch. zu verdanken, dass mit der Biografie Erich Maschkes die Basis für solche Synthesen verbreitert und deutlich verbessert wurde.

Oldenburg

Hans-Christian Petersen

Daniel Kupfert Heller: *Jabotinsky's Children*. Polish Jews and the Rise of Right-Wing Zionism. Princeton University Press. Princeton – Oxford 2017. XIII, 331 S., Ill. ISBN 978-0-691-17475-4. (\$ 35,-)

Der revisionistische Zionismus erfreut sich seit geraumer Zeit eines gesteigerten Forschungsinteresses. Dies kann in Betracht der Dominanz rechter Strömungen im heutigen Israel kaum verwundern. So sind in den letzten Jahren wichtige Werke zu Ideologie und organisatorischer Entwicklung des Rechtszionismus entstanden. Daniel Kupfert Heller legt nun eine Studie zur revisionistischen Jugendbewegung Betar in Polen vor. Betar wurde 1923 gegründet und entwickelte sich schnell zu einer Massenorganisation. In den 1930er Jahren zählte die Jugendbewegung in der Zweiten Polnischen Republik knapp 40 000 Mitglieder.

Jabotinsky's Children sticht jedoch in vielerlei Hinsicht aus der bestehenden Forschungsliteratur hervor. Bereits der Fokus auf die Zweite Polnische Republik ist bemerkenswert. Der Großteil der Forschung hält Palästina für die wichtigste Bühne des revisionistischen Zionismus. Viele der israelischen Studien ignorieren weitgehend die polnischen Quellen und Hintergründe.¹ K. H. gelingt es, solche Annahmen gründlich zu widerlegen, indem er den Einfluss des polnischen Nationalismus auf die jungen Revisionisten aufzeigt und deren Auseinandersetzung mit den sich ändernden Verhältnissen in der Zweiten Republik nachzeichnet. Ausgerechnet die Rechtszionisten, so zeigt er, kultivierten einen ausgeprägten polnischen Patriotismus und forcierten die Zusammenarbeit mit der Regierung. An den polnischen Nationalfeiertagen suchten Betaristen regelmäßig nach Möglichkeiten, sich an Aufmärschen von Pfadfindergruppen und Soldaten zu beteiligen. Wie solche Affinitäten mit dem strammen jüdischen Nationalismus der Bewegung zusammenpassten und welche Spannungen sich daraus ergaben, lotet der Vf. meisterhaft aus. Um ein differenziertes Bild dieser „politics of belonging“ (Kap. 4) zu zeichnen, greift er neben Quellen aus zahlreichen polnischen und israelischen Archiven auch auf eine im YIVO in New York liegende einmalige Sammlung von Autobiografien jüdischer Jugendlicher aus den 1930er Jahren zurück.

Lange Zeit konzentrierte sich die Erforschung der frühen revisionistischen Bewegung vor allem auf die Person ihres Gründers und herausragenden Vordenkers: Vladimir (Zeev) Jabotinsky.² Auch K. H. räumt dem in Odessa geborenen Intellektuellen und Politiker eine wichtige Stellung ein, wie der Titel des Buches bereits andeutet. Doch ist er weit davon entfernt, sich lediglich auf die Person Jabotinskys zu beschränken. Vielmehr gelingt es ihm aufzuzeigen, wie sich die revisionistische Ideologie und Politik durch den engen Dialog

¹ So bleiben die polnischen Hintergründe z. B. in der ansonsten höchst gelungenen Biografie des ersten rechtszionistischen israelischen Ministerpräsidenten Menachem Begin weitgehend unbeleuchtet. AVI SHILON: *Menachem Begin. A Life*, New Haven 2012.

² In den letzten Jahren hat die Forschung zwar begonnen, sich auch für den Einfluss anderer Persönlichkeiten zu interessieren, doch die schillernde Figur Jabotinskys genießt weiterhin eine zentrale Stellung. Siehe z. B. COLIN SHINDLER: *The Rise of the Israeli Right. From Odessa to Hebron*, New York 2015.

zwischen dem Gründer und den jugendlichen Köpfen von Betar in Polen und Palästina beständig fortentwickelte. Solch eine Sichtweise eröffnet tiefe und vielfältige Perspektiven auf die revisionistische Jugendbewegung und zeigt zugleich regionale Unterschiede auf.

Die Jugend war es auch, die sich immer weiter radikalisierte. Jabotinsky, der sich nicht nur am italienischen Faschismus orientierte, sondern auch den autoritären Stil Józef Piłsudskis bewunderte, baute Betar von Anfang an als straff organisierte Bewegung auf, deren Jugendkultur höchst militaristische Elemente aufwies. Über die Intentionen ihres Gründers noch hinausgehend, waren junge Revisionisten in den 1930er Jahren und dann im Palästina der 1940er Jahre zunehmend bereit, sich nicht nur gegen die Angriffe polnischer Antisemiten und palästinensischer Araber zu verteidigen, sondern selbst Attentate und Terrorakte durchzuführen. Dieser Terror, so argumentiert K. H., war maßgeblich von den Erfahrungen und Diskussionen in der Zweiten Polnischen Republik geprägt, und er arbeitet dabei die enge Verflechtung zwischen dem europäischen Bezugsraum und Palästina heraus.

In diesem Zusammenhang widmet sich der Vf. auch der spannenden Frage, inwieweit Betar als faschistische Bewegung einzuordnen ist. Politische Gegner insbesondere in der jüdischen Arbeiterbewegung attackierten Betar scharf und verlachten Betaristen als die „Fußsoldaten“ des „jüdischen Mussolinis“ oder gar „jüdischen Hitlers“ (S. 12 f.). In der Jugendbewegung selbst stand man faschistischen Ideen durchaus offen gegenüber. Anstatt Betar nun anhand vorher festgelegter Definitionen einzuordnen, zeichnet K. H. die Aushandlungen innerhalb der Organisation selbst nach. Betars Anführer, so argumentiert er, nutzten durchaus rhetorische Mehrdeutigkeiten, um für faschistische Ideen offen zu bleiben und gleichzeitig nicht diejenigen Anhänger zu verprellen, die sich von den autoritären Bewegungen Europas klar abgrenzen wollten.

Auch Jabotinsky selbst drückte sich gerne zweideutig aus, um aus der Ambiguität politischen Nutzen zu ziehen. So überrascht es sicher nicht, dass sich bis heute ein weites Spektrum der politischen Vertreter Israels auf den Gründer der revisionistischen Bewegung beruft. Diese Entwicklung zeichnet K. H. in seinem Epilog nach, der an manchen Stellen etwas eklektisch wirkt und sicherlich das schwächste Kapitel der Studie darstellt. Doch kann dies das Gesamtbild nicht trüben. In einer höchst innovativen und sehr lesbaren Studie präsentiert K. H. ein vielschichtiges und differenziertes Bild der revisionistischen Jugendbewegung in Polen. Damit eröffnet er nicht nur neue Perspektiven auf die zionistische Bewegung, sondern leistet auch einen wertvollen Beitrag zur Erforschung der Zweiten Polnischen Republik und ihrer Bürger sowie der autoritären Bewegungen der Zwischenkriegszeit.

München

Daniel Mahla

Fabian Link: Burgen und Burgenforschung im Nationalsozialismus. Wissenschaft und Weltanschauung 1933-1945. Böhlau. Köln u. a. 2014. 493 S., Ill. ISBN 978-3-412-22240-6. (€ 59,90.)

Mittelalterliche Burgen hatten einen großen Wert für die Politik des Nationalsozialismus und dessen mythisch-irrationalen Welt- und Geschichtsbild. NS-Politiker benutzten sie als Tagungsorte und Erziehungsstätten (wie die berüchtigten, manchmal aus Beton neugebauten NS-Ordensburgen) oder priesen sie als Touristenzentren der deutschen „Volksgemeinschaft“. Ein Teil der NS-Elite pflegte außerdem einen neofeudalen Lebensstil. Im NS-Staat galten Burgen generell als starke Symbole eines „wehrhaften Germanentums“ und „deutschen Eroberungswillens“. Diese Ideen waren jedoch teilweise schon während der Kaiserzeit entwickelt worden, als es eine nationalistische Kulturpolitik gab, die Burgen als Grenzmarken des nationalstaatlichen Territoriums darstellte. Zugleich war „die Burg“, gerade auch wegen dieser längeren, bis in das 19. Jh. zurückreichenden Verbindung mit dem so genannten „Deutschtum“, kein Herzstück der NS-Ideologie.

Dieser komplexe Sachverhalt macht die Beschäftigung mit der Geschichte der Burgenforschung im Nationalsozialismus so bedeutsam. Gerade auf der Mikro-Ebene verweisen scheinbar marginale Ereignisse auf bedeutsame Geschehnisse. Fabian Link stellt sich in seiner gelungenen sowohl kulturhistorischen als auch wissenschaftssoziologischen Dissertation die Frage, warum es in der NS-Zeit zu keiner disziplinären Verfestigung der Burgenforschung kam, obwohl in diesem Forschungsbereich die Verbindung zwischen Wissenschaft und Weltanschauung sehr explizit war. Die Burgenforschung erlebte während der NS-Diktatur sicherlich einen Aufschwung, aber dies geschah nicht in einem Ausmaß, das vergleichbar gewesen wäre mit der Vor- und Frühgeschichte, einem Fachbereich, der sie dank gemeinsamer Forschungsmethoden und -themen sehr nahestand. Die Burgenforschung entwickelte sich weder zu einem klar abgegrenzten Forschungsbereich noch zu einer eigenen Disziplin.

Die Paradoxität dieser Entwicklung erklärt der Vf. anhand einer Analyse von drei Gelehrtenleben, mit der er beleuchtet, wie gerade die Interdisziplinarität des Wissenschaftsfeldes bei dessen disziplinärer Verfestigung hemmend wirkte. Dies betrifft Bodo Ebbardt (1865-1945), Gotthard Neumann (1902-1972) und Walter Hotz (1912-1996). Der Fall Ebbardts, der nicht nur Burgenforscher, sondern auch Architekt und Architekturhistoriker war, macht deutlich, dass die finanzielle Unterstützung seitens der Politik, die Ebbardt mobilisieren konnte, eher zu einer verschärften Differenz zwischen ihm – einem Exponenten der Heimat- und Laienforschung – und der akademischen Wissenschaft führte. Neumann, 1934-1941 und 1953-1967 als Professor für Ur- und Frühgeschichte an der Friedrich-Schiller-Universität Jena, gelang es dagegen, Burgenforschung zu einem integralen Bestandteil der Vor- und Frühgeschichte zu machen. Hotz, ein Theologe und Kunsthistoriker, verfolgte wiederum das Ziel, Burgen als Forschungsgebiet innerhalb der Kunstgeschichte zu etablieren.

Die Biografien dieser drei Protagonisten, die für verschiedene Generationen (vom Wilhelmismus bis zur Kriegsjugend) sowie unterschiedliche politische Positionen und methodische Annäherungsweisen stehen, ermöglichen es, die gehemmte Institutionalisierung und Professionalisierung der Burgenforschung auf differenzierte Weise darzustellen. Die drei Burgenforscher, so schlussfolgert der Vf. zu Recht, stabilisierten mit ihrer Arbeit das Regime, aber sie verbauten sich auf Grund ihrer internen Differenzen die Chance auf eine bessere Etablierung der Burgenforschung.

Gerade vor diesem Hintergrund ist es äußerst spannend zu lesen, wie die Kooperationen zwischen Wissenschaft und Politik zu einem Mitspracherecht der NS-Politiker führten. In dem Teil des Buches, in dem L. Wissenschaftspraktiken auf der Mikro-Ebene beschreibt und anhand von so genannten „Burgenunternehmen“ analysiert, wird überzeugend dargestellt, welche „Tauschverhältnisse“ sich dabei herausbildeten. Am Beispiel der Ausgrabung der so genannten „Reichsburg“ Kyffhausen in Thüringen, einem mehrmals von Adolf Hitler besuchten archäologischen Prestigeprojekt, wird klar, dass Forscher, u. a. Neumann, mehr oder weniger uneingeschränkt arbeiten konnten. Probleme entstanden jedoch infolge der Wunschvorstellung der Politik, das Kyffhäusergebirge sei in grauer Vorzeit von den Germanen besiedelt worden, seitdem immer von germanischen Stämmen bewohnt und ein Bollwerk gegen den „Ansturm der slawischen Horden“ gewesen. Dieses Bild wurde auch in einem UFA-Propagandafilm aus dem Jahr 1938 vermittelt.

Neumann interpretierte archäologische Reste auf der Burg dagegen zwar als vorzeitlich, aber nicht als germanisch, sondern als illyro-keltisch. Heinrich Himmler, der die Burg besuchte, erließ angesichts dieses unwillkommenen Ergebnisses die Weisung, sich verstärkt auf die „germanische Frage“ zu konzentrieren. Der Prähistoriker Wilhelm Unverzagt und sein Kollege Martin Schede, Präsident des Archäologischen Instituts des Deutschen Reiches, bestätigten jedoch, dass die Funde tatsächlich keltisch seien, wobei sie explizit feststellten, dass gewissen anderen Personen ein anderes Ergebnis lieber gewesen wäre. L. schlussfolgert zu Recht, dass es dabei nicht um ideologische Differenzen ging, sondern um politische Wünsche und wissenschaftliche Vorgehensweisen, die sich nicht in Einklang

bringen ließen. Als Folge dieses Sachverhalts wurden nicht etwa die Daten der Kyffhausen-Ausgrabung gefälscht, wie man heutzutage vielleicht erwarten würde, sondern deren Publikation erst verzögert und letztendlich eingestellt.

Der Wert dieser Studie über die Burgenforschung im NS-Staat besteht gerade darin, dass sie sehr präzise die wissenschaftlichen und politischen Mechanismen aufzeigt, die zu einem solchen Resultat führen konnten.

Amsterdam

Martijn Eickhoff

Bernard Wiaderny: Hans Adolf von Moltke. Eine politische Biographie. Ferdinand Schöningh Verlag, Paderborn 2017. 400 S., Ill. ISBN 978-3-506-78448-3. (€ 39,90.)

In less than two decades between the First World War and the establishment of the Third Reich, Germany transitioned from monarchy to democracy to totalitarian state. In this exceptionally detailed political biography of Hans Adolf von Moltke (1884-1943), Bernard Wiaderny gives readers an opportunity to contemplate Germany's political transformations through the life story of a man who was raised in the German Empire, witnessed its downfall and, for the most part of his diplomatic career, represented the Weimar Republic and the Third Reich in Poland.

W. relies on extensive biographical research and intriguingly narrates the life of Moltke from his upbringing in the conservative Prussian tradition to the struggle of balancing belligerent Nazi ambitions with his own pacifistic convictions. In this way, the author manages to strip away any prejudice against Moltke as the Nazi government's ambassador and provides a comprehensive account of his difficult role in mediating between Germany and Poland throughout the 1930s as he strove to forestall a war within the strict confines of his official position.

By virtue of his educational background and heritage as a Prussian elite, Moltke espoused conservative views and advocated an eventual revision of the Treaty of Versailles. However, he envisioned the recovery of Germany's lost territories only by peaceful means—primarily by improving economic and cultural relations and by preserving the German minority abroad. W. explains that Moltke's political thinking was shaped by two ideational concepts: Middle-Europe (Mitteleuropa) and culture-bearing (Kulturträgetum) (p. 250). In accordance with these concepts, the ambassador believed that Germany was fated to play a dominant role as the bearer of culture and civilization in East-Central Europe, notably Poland, which Moltke regarded as a culturally inferior country.

When the National Socialists rose to power and the Third Reich replaced the Weimar Republic, Moltke remained in the Foreign Office. Until the late 1930s, his approach largely correlated with Nazi foreign policy goals. Moltke shared a vision of restoring Germany's great power status by means of non-military territorial revisionism and fostered the idea of refocusing the attention on Eastern Europe as Germany's desired sphere of economic, cultural and political influence. In order to increase the Reich's power in Poland Moltke was passionately engaged in German-Polish cultural diplomacy and facilitated the Reich's strategy of protecting and economically strengthening the German minority abroad.

In March 1939, Adolf Hitler's thrust to the East signaled a change of political course: he resolved to go to war and conquer Eastern Europe. This decisive shift to an aggressive foreign policy clashed with Moltke's beliefs. In the months preceding the outbreak of the Second World War, the ambassador attempted to dissuade Nazi leaders from annexing Danzig, a major point of contention between Germany and Poland, and encouraged Polish diplomats to withstand the Reich's assertive territorial claims. Nonetheless, W. observes that while Moltke dissented from the hostile Nazi policy, his diplomatic efforts cannot be described as resistance, because he did not intend to bring the regime down, nor did he join the conservative opposition (pp. 92, 173).

Herein lies the tension in Moltke's character: the diplomat disapproved of both the war and the revolution against the regime, which, in the context of Nazi determination to annihilate its perceived enemies, became impossible to reconcile. Disappointed as he was in his government's destructive and racial politics, its disregard for the German past and neglect of conservative values, Moltke conformed to the regime's demands. After his diplomatic mission in Poland had been terminated at the onset of the war, Moltke continued to work for the Nazi government. He helped its propaganda machine to portray Germany as a peace-loving state, which had allegedly been provoked by Poland and Great Britain to engage in hostilities.

Moltke's refusal to publicly oppose the dictatorship's unchecked aggression despite his own proclaimed belief in the peaceful restoration of the Greater Germany could well be seen as cowardice and sheer opportunism. However, W.'s painstaking study of Moltke's life, which extended through the most turbulent decades of German history, prompts a different consideration. The diplomat's hesitant compliance with the Nazi regime conflicted with his desire for peace but fitted the traditional Prussian worldview, which fundamentally rested on the values of national unity and loyalty to the state. The "rational republicans" (Vernunftrepublikaner) of the Weimar Republic, most notably Gustav Stresemann, remained monarchists at heart notwithstanding their pragmatic conversion to supporters of the democratic state. Even more contradictory was Moltke who, undeterred by his pacifistic stance, carried on as a servant of the totalitarian government, if not by reason then out of a sense of political and personal necessity.

While it is impossible to reconstruct with certainty the thinking underpinning Moltke's actions, W.'s solidly researched political biography presents a nuanced perspective of the diplomat's moral dilemmas, thereby illuminating the complexity underlying his choices. It thus makes a remarkable contribution to the scholarship on the predicament of traditional conservative elites during Germany's political transitions and their role inside the Third Reich's power structure.

Kaunas

Agne Cepinskyte

Partisanen im Zweiten Weltkrieg. Der Slowakische Nationalaufstand im Kontext der europäischen Widerstandsbewegungen. Vorträge der gemeinsamen Tagung des Collegium Carolinum und des Instituts für Zeitgeschichte München – Berlin in Bad Wiessee vom 6. bis 9. November 2014. Hrsg. von Martin Zückert, Jürgen Zarusky und Volker Zimmermann. (Bad Wiesseer Tagungen des Collegium Carolinum, Bd. 37.) Vandenhoeck & Ruprecht. Göttingen u. a. 2017. VI, 320 S. ISBN 978-3-525-37315-6. (€ 50,-)

Der Slowakische Nationalaufstand von August bis Oktober 1944 ist in Deutschland und Westeuropa bislang wenig beachtet oder thematisiert worden. Der zu besprechende Sammelband ist daher schon deshalb zu begrüßen, weil er einem des Slowakischen nicht mächtigen Publikum Grundlegendes zu diesem für das nationale Selbstverständnis der Slowakei zentralen Ereignis vermittelt. Darüber hinaus zeigt er an dessen Beispiel „die Realitäten des Partisanenkrieges und zum anderen seine Mythologisierung und Instrumentalisierung“ (S. 21) auf.

Neben der einleitenden Studie der Hrsg. Martin Zückert, Jürgen Zarusky und Volker Zimmermann wird der Slowakische Nationalaufstand durch einen wichtigen Beitrag von Boris Barth über den neuzeitlichen Partisanenkampf als asymmetrischen Konflikt, den oft entgrenzte Gewaltanwendung kennzeichnet, in den Kontext weiterer, vor allem ost- und südosteuropäischer Widerstandsbewegungen im Zweiten Weltkrieg gestellt. Beide theoretischen Beiträge setzen den Anspruch für die folgenden Fallstudien recht hoch an, denn die im Sammelband unternommene Kontextualisierung verstehen die Hrsg. „als Anregung und zugleich als Beitrag zu einer vergleichenden Partisanenforschung“ (S. 26), die einzelne nationale Fallstudien in einen gesamt europäischen Kontext einordnen soll. Angesichts der Heterogenität der Partisanenbewegungen in den verschiedenen Ländern

sind von einem solchen vergleichenden Ansatz in der Tat über militärgeschichtliche Erkenntnisse hinaus vor allem wertvolle Erkenntnisse für die Gesellschaftsgeschichte des Zweiten Weltkriegs zu erwarten. Zudem eröffnet der Blick auf die geschichtspolitische Instrumentalisierung der Partisanenbewegung(en) interessante vergleichende Perspektiven auch für die Nachkriegsgesellschaften in Europa. So kann etwa Ulrike Lunow mit ihrem Beitrag über ehemalige tschechoslowakische und französische Widerstandskämpfer „als Akteure und Objekte von Geschichts- und Sozialpolitik“ (S. 225) zeigen, dass ein solcher Ost-West-Vergleich sinnvoll ist und dass „in beiden Ländern sehr ähnliche Muster im Umgang mit den ehemaligen Widerstandskämpfern und NS-Opfern“ bestanden, weil „in beiden Ländern diejenigen Gruppen die ‚Gewinner‘“ wurden, die „als Symbolfiguren die jeweiligen Machthaber repräsentierten“ (S. 247 f.). Wie fruchtbar die angestrebte vergleichende Perspektive sein kann, belegt ebenfalls der Beitrag von Matteo Colombi über den Filmregisseur František Čáp, der in der kommunistischen Tschechoslowakei und später in Jugoslawien mit den Melodramen *Bílá tma* (Weiße Dunkelheit, Tschechoslowakei 1948) über den slowakischen Nationalaufstand und *Trenutki odločivte* (Entscheidungsmomente, Jugoslawien 1955) über den slowenischen Widerstand aus unterschiedlichen Gründen sowohl großes Lob als auch teilweise starke Kritik erntete und im zweiten Fall sogar zensiert wurde.

Zückert behandelt im den Slowakischen Nationalaufstand betreffenden Teil des Bandes den zwiespältigen Charakter des Aufstandes „zwischen Armeeerhebung und irregulärer Kriegsführung“ (S. 43). Es handelte sich nämlich um einen Aufstand von Teilen der regulären slowakischen Armee und der Bevölkerung, die sich politisch an der tschechoslowakischen Exilregierung in London orientierten und von überwiegend sowjetisch beeinflussten Partisanen unterstützt wurden. Den Zusammenhang zwischen der Kommunistischen Partei der Slowakei und der Partisanenbewegung in der Slowakei beleuchtet Marek Sýrný, während Marian Uhrin mit der II. slowakischen Partisanenbrigade „General Milan Rastislav Štefánik“ und Martin Vítko mit der Gruppe „Žiar“ einzelne Partisaneneinheiten in den Blick nehmen. Der Beitrag von Vítko bietet eine wertvolle Anregung, in welche Richtung weiter zu forschen sich im slowakischen Fall lohnen würde: Am Beispiel von „Žiar“, als deren Mitglieder sich nach dem Krieg zahlreiche Angehörige des Widerstandes meldeten, um die im Gesetz Nr. 255/46 Zb. geregelten sozialen Vorteile für bestimmte Kategorien von Widerstandsangehörigen in Anspruch nehmen zu können, stellt er nämlich die wichtige „Frage, wie viele weitere ‚Partisanengruppen‘ auf diese Weise nach dem Krieg ‚entstanden‘ sind“ (S. 123).

Die bis heute zentrale Bedeutung des Nationalaufstandes für das historische Selbstbild des slowakischen Staates in seinen unterschiedlichen Repräsentationen untersucht Monika Vrzgulová für den Zeitraum von 1989 bis zur Gegenwart, während Marína Zavačká am recht aussagekräftigen Beispiel von Kinder- und Jugendliteratur zeigt, wie stark die politischen Veränderungen in der Tschechoslowakei 1945-1955, vor allem natürlich der kommunistische Staatsstreich 1948, das öffentliche Bild des Slowakischen Nationalaufstandes veränderten.

Die ost- und südosteuropäischen Fallstudien behandeln in durchweg kenntnisreicher und differenzierter Weise die weißrussische so genannte „Partisanenrepublik“ (Olga Baranova), die antisowjetische Partisanenbewegung in Litauen im und nach dem Zweiten Weltkrieg (Ekaterina Makhotina) und die antikommunistische Nationale Republikanische Griechische Liga (Vaios Kalogias) in den verschiedenen Phasen ihrer Entwicklung. Alle Studien verdeutlichen die ethnische und ideologische Heterogenität der jeweiligen Partisanenbewegungen, ihre Abhängigkeit von der militärischen und politischen Großwetterlage des Gesamtkriegs sowie die entscheidende Bedeutung des Vorhandenseins einer unterstützenden „Anlehnungsmacht“ (S. 11).

Zwei Fallstudien scheinen besonders interessant: Franziska Bruder kommt in ihrem Beitrag über jüdische Überlebende des Aufstandes im Vernichtungslager Sobibór und ihr teilweises Überleben im Kontext verschiedener polnischer und sowjetischer Partisanen-

verbände exemplarisch der Forderung der Hrsg. nach, den Widerstand von Juden als Partisanen eingehender zu erforschen, und belegt, dass in der Tat die „Haltung der verschiedenen Partisanenbewegungen zu den verfolgten Juden ein wichtiges Kriterium ihrer politischen Verortung“ (S. 18) dargestellt habe. Jüdische oder nicht-antisemitische Partisanengruppen waren für die Juden in einem noch stärkeren Ausmaß „Überlebensgemeinschaften“ (S. 1) als andere Partisanengruppen für die jeweilige nationale Bevölkerung. Sven Deppisch hingegen präsentiert mit den von der deutschen Polizei übersetzten Tagebuchaufzeichnungen eines sowjetischen Partisanen in der Nähe von Leningrad, die von Ende Mai 1941 bis zu dessen Tod Ende September 1941 reichen, eine überaus seltene Binnenperspektive auf die Motivation und die Probleme des alltäglichen Überlebens in der ersten Phase des Partisanenkriegs in der Sowjetunion.

Der Sammelband wird seinem hohen Selbstanspruch, eine neue, europaweite vergleichende Perspektive auf die in ihrer Zusammensetzung und Motivation bzw. Ideologie sehr heterogenen Partisanenbewegungen im Zweiten Weltkrieg zu eröffnen, insgesamt gerecht. Man darf gespannt sein, ob er weitere Forschungen in diese Richtung anstößt; Anregungen dafür bietet er durchaus.

Berlin

René Küpper

Grzegorz Rossoliński-Liebe: Der polnisch-ukrainische Konflikt im Historikerdiskurs. Perspektiven, Interpretationen und Aufarbeitung. new academic press. Wien 2017. 169 S. ISBN 978-3-7003-1988-7. (€ 24,90.)

Das Buch ist die überarbeitete Fassung einer 2005 an der Universität Frankfurt (Oder) verteidigten Diplomarbeit. Im Kapitel „Der polnisch-ukrainische Konflikt“ weist Grzegorz Rossoliński-Liebe darauf hin, dass die tausendjährige Beziehungsgeschichte zwischen den Völkern sehr konfliktgeladen gewesen sei. Er gibt einen Überblick über die Ereignisse von den frühmittelalterlichen dynastischen Auseinandersetzungen über die ethnischen Konflikte in Galizien im 19. Jh. bis zum Kampf um einen ukrainischen Staat und die Minderheitenfrage nach dem Ersten Weltkrieg. Wenn auch der Titel des Buches es vermuten lässt, ist dieser Zeitraum jedoch nicht der Gegenstand der Abhandlung. Die Untersuchung beschäftigt sich mit dem polnisch-ukrainischen Konflikt zwischen 1943 und 1947 und legt den Schwerpunkt auf die vom Autor als Massengewalt bezeichneten ethnischen Säuberungen der ukrainischen militärischen Organisation UPA gegenüber der polnischen Bevölkerung in Wolhynien 1943 und Galizien 1944. Nach einem Überblick der polnischen und ukrainischen Historiografie zu diesen Ereignissen bis 1990 steht der Diskurs nach der Erlangung staatlicher Unabhängigkeit im Mittelpunkt.

Im Vorwort formuliert der Vf., dass diese „der Thematik des polnisch-ukrainischen Konflikts auf den Grund gehende Arbeit mehr Licht auf das Thema werfen“ (S. 8 f.) könne. Der Anspruch ist nicht gering. Ihm im Rahmen einer Diplomarbeit gerecht zu werden, ist nicht unmöglich, aber auch nicht sehr wahrscheinlich. In der Einleitung wird festgestellt, dass in der Volksrepublik Polen und der Ukraine als Teilrepublik der UdSSR dieser Zeitraum aus politischen Gründen nicht aufgearbeitet wurde, was mit dazu beitrug, dass sich der Aufarbeitungsprozess in beiden Ländern nach 1991 sehr emotional und kontrovers gestaltete. Beide Seiten vertraten äußerst unterschiedliche Geschichtsbilder und waren nur sehr eingeschränkt zum Dialog bereit. Gemeinsamkeiten ergaben sich höchstens im Feindbild Nazi-Deutschland und der Ausgrenzung der Juden und des Holocaust aus dem Narrativ.

R.-L. stellt die These auf, dass die Historiker nach dem „politischen Umbruch von 1989-1991 damit überfordert waren, das Thema aufzuarbeiten“ (S. 24), und macht dieses Unvermögen an ihrem Objektivitätsstreben fest. Dieser Erklärungsansatz ist ihm wichtig und er bemüht Albert Einstein und Friedrich Nietzsche zum Nachweis, dass ein solcher Anspruch nicht erfüllt werden kann. Hayden White, Eric Hobsbawm und Reinhart Koselleck lässt er erklären, warum und in welchem Maße die lebensweltlichen Erfahrungen ei-

nes Historikers dessen Methoden und Darstellungsperspektiven prägen. Aus diesen Ansätzen leitet der Autor ganz wesentlich sein Herangehen an die Bewertung ab und ist sich bewusst, dass die Erfassung eines Diskurses methodisch eine sehr anspruchsvolle Aufgabe ist.

Das wird deutlich, wenn er auf S. 25 die wichtigen Problemfelder umreißt und die zu ihrer Bearbeitung notwendigen Fragestellungen formuliert. Leider bleibt dies nicht der Maßstab, sondern es wird eine Kategorisierung der Autoren vorgenommen, und deren unterstellte Motivation der Geschichtsdarstellung ist Ausgangspunkt und Leitlinie der Werkanalyse. Das ist methodisch nicht besonders geschickt und sogar fragwürdig, wenn etwa bei den „Kämpfern“ festgestellt wird, dass sie sich als Opfer fühlen, deshalb eine vor allem moralische Perspektive entwickeln und eigentlich unfähig sind, eine „objektive“ Geschichtsbetrachtung zu entwickeln. Wir kennen eine ganze Reihe von Standardwerken zu historischen Ereignissen, die von solchen „Opfern“ stammen. Diese unterschiedlichen Perspektiven sind Gegenstand des Hauptabschnitts, spielen aber schon im Kapitel bis 1990 eine Rolle. Es werden die Werke und Standpunkte der polnischen und ukrainischen „Kämpfer“, „Legitimisten“, „Ankläger und Detektive“, „Verteidiger/Gegenangreifer“ und „Versöhner“ vorgestellt, wobei auch das Exil (vor allem Kanada) berücksichtigt wird und es einzelne Hinweise auf amerikanische oder auch deutsche Positionen gibt.

Das Buch trägt die wichtigsten Standpunkte des Diskurses zusammen und bewertet sie in ihrer Polemik und dem Erfahrungshorizont des Autors. Der Leser bekommt einen umfassenden Einblick in das Problemfeld Wolhynien 1943 und Galizien 1944 und seine Bedeutung im jeweiligen nationalen Erinnerungsdiskurs. Der Band enthält ein Literaturverzeichnis und ein Namensregister.

Rostock

Ralph Schattkowsky

Fridolín Macháček: Pilsen – Theresienstadt – Flossenbürg. Die Überlebensgeschichte eines tschechischen Intellektuellen. Hrsg. von Christa Schikorra, Jörg Skriebeleit und Jan Švimerký. Aus dem Tschechischen übersetzt von Kathrin Janka. (Flossenbürger Forum, Bd. 2.) Wallstein, Göttingen 2017. 304 S., Ill. ISBN 978-3-8353-1886-1. (€ 19,90.)

Fridolín Macháček geht es in seinem Buch nicht darum, tiefe und historisch objektiv reflektierte Einblicke zu geben in die Struktur und Organisation des administrierten Massenmordes und der martialischen Besatzungspolitik im so genannten Protektorat Böhmen und Mähren, sondern ihm geht es im Wesentlichen um etwas anderes, sicherlich aber nicht weniger historisch Beachtenswertes. Die Absicht seines engagierten Bemühens ist es, die verbrecherischen Machenschaften des NS-Regimes im Mikrokosmos der Eigengeschichte seiner individuellen Erfahrung aufzuzeigen und der Nachwelt als Zeugnis zu überliefern. M. setzt mit seinem Werk die lange Reihe bereits erschienener Publikationen fort, die der von mir so genannten „Passionsliteratur“ zuzuschreiben sind. In einer Poetik und Rhetorik des Martyriums beschreibt und dokumentiert diese erste Generation¹ von Überlebenden der nationalsozialistischen Gewaltherrschaft ihren ertragenen Leidensweg aus der noch unmittelbaren zeitlichen Nähe des Geschehens. Gegen alle Einwände ist die persönliche Erinnerung – so subjektiv, situationsbedingt, lebensgeschichtlich geprägt, selektiv und parteilich überformt sie auch sein mag – in den historischen Wissenschaften und darüber hinaus längst als Quelle anerkannt und damit den Maximen und Kriterien einer strengen Quellenkritik unverzichtbar unterworfen. Insofern kann auch diese Selbstbeobachtung lebensgeschichtlicher Ereignisse – wie M. selbst sagt – historiografisch nur gelesen

¹ Diejenigen also, die gleich nach dem Zusammenbruch der NS-Diktatur ihre Erinnerungen aufschrieben und publizierten. M. schrieb sein Buch bereits 1945 und hat es 1946 in einem Prager Verlag – allerdings mit nur mäßigem Verkaufserfolg – veröffentlicht.

werden als eine vorbereitende Chronik, die sich als eine weitere Quelle zu den immer noch recht spärlichen Einsichten um das KZ Flossenbürg für die historischen Wissenschaften erschließt. Und wie für alle anderen Zeugnisse der Zeitzeugenliteratur gilt auch hier, dass die authentische Überlieferung des Erlebten nicht nur immer zugleich Erzählung und Ereignis aus und in einem subjektiv erlebten „Kosmion“ (Eric Voegelin) des Grauens ist, sondern der Akt des Bezeugens selbst in seiner besonderen Form des subjektiven Urteils stets als zentraler Teil einer ethisch-politischen Praxis zu würdigen ist.

Autobiografisch erzählt M., wie die Ereignisse, Eindrücke und Urteile in der Zeit vom 17. Januar 1944 (dem Tag seiner Verhaftung²) bis zum 09. Mai 1945 (dem Tag der Rückkehr in seine Heimatstadt Pilsen) ein unauslöschlicher Teil seiner Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft werden. Oft in bewegenden, manchmal auch ironischen, sarkastischen oder von Pathos und Heroismus erfüllten Worten sind die Stationen dieser Passion berichtet: das Gestapo-Gefängnis in Pilsen, die Deportation und kurze Inhaftierung in Theresienstadt sowie zuletzt die Inhaftierung im und die Befreiung aus dem KZ Flossenbürg. Immer begleitet von Reminiszenzen an seine glückliche private und berufliche Vergangenheit, beschreibt der Vf. die 15 Monate seines Lebens, in denen seine gut situierte bürgerliche Existenz als Pilsener Museumsdirektor im Alter von 60 Jahren jäh zerstört wird und physischer wie psychischer Schmerz, Erniedrigungen, Hunger und Angst zu den bestimmenden Elementen eines menschenunwürdigen Lebens werden. In den berichteten Ereignissen dieser Leidensgeschichte wird einmal mehr drastisch deutlich, wie ein Mensch unter Folter nicht nur seiner Individualität, sondern seiner ganzen sozialen Identität beraubt wird. Als sei dies nicht genug, soll aber in der Absicht der Täter in den verbleibenden Trümmerstein der Person das Ich zu dem schrumpfen, was Walter Benjamin das „bloße Leben“³ nennt. Im wirkenden Wort werden wir dann Zeugen, wie sich M. im täglichen Kampf um das Überleben diesem verbrecherischen Ansinnen entzieht und letztlich doch – obzwar verletzt an Leib und Seele – mit Erfolg allen Repressionen widersteht.

M. reüssiert nicht nur aufgrund seines starken Willens und der emphatischen Solidarität unter den Mithäftlingen, sondern auch dank seiner unerschütterlichen Überzeugung von der sozialen, kulturellen und moralischen Überlegenheit der eigenen Kultur. Im passiven – manchmal auch aktiven – Widerstand entlarvt er dabei höchst eindrücklich die ebenso ideologisch absurde wie politisch abwegige NS-Ideologie als Hybris eines machtpolitischen Kalküls, das Menschen als Objekte ächtet und in den administrativ verfügbaren verbrecherischen Machenschaften als Werkzeuge und rechtlose Arbeitsmaschinen ebenso instrumentalisiert wie missbraucht. M.'s beschreibende und urteilende Beobachtungen zeigen das wahre Gesicht der NS-Diktatur als ein primitives, monströses und dämonisches. In den stets willigen Handlangern des Regimes, deren Schlägen er in den monoton sich wiederholenden Verhören hilflos ausgeliefert ist, erkennt er nur die ausgeprägte „Dummheit“ (S. 50) seiner Folterer, die – sadistischen Monstern gleich – „verletzen und morden zu ihrem Vergnügen“ (S. 68); die aber in ihrer beschränkten Geistesheit nicht einmal das grausame Mittel des Folterns intelligent einzusetzen wissen.

Die Gewissheit von der patriotisch, nationalistisch geprägten und traditionell geformten Kulturüberlegenheit des eigenen Volkes steigert sich nach dieser Tortur zum eigentlichen Plot der Erzählung, der sich als ein moralisch vernichtendes Urteil wie ein roter Faden

² M. gehörte dem aktiven Teil des tschechischen Widerstands an. Seine Verhaftung war die Folge einer durch Folter erpressten Denunziation durch ein anderes Widerstandsmitglied.

³ „Der Mensch fällt eben um keinen Preis zusammen mit dem bloßen Leben des Menschen“, in: WALTER BENJAMIN: Zur Kritik der Gewalt, in: DERS.: Gesammelte Schriften, Bd. II.1, hrsg. von ROLF TIEDEMANN und HERMANN SCHWEPPEHÄUSER, Frankfurt am Main 1991, S. 179-203, hier S. 201.

durch das gesamte Buch zieht: „Die Deutschen sind keine Menschen“ (u. a. S. 67). Wie viele Demütigungen und Verletzungen muss eine Person erlitten haben, um zu dieser negatorischen Schlussfolgerung zu kommen und sich gezwungen zu sehen, mit gleicher Münze zurückzuzahlen? Dieses Urteil eines hochgebildeten böhmischen Intellektuellen und Humanisten lässt sich eben nicht einfach mit der zeitlichen Nähe zum Geschehen und der erlittenen Repression relativieren, sondern sie erklärt vieles von dem, was weit über das Jahr 1945 hinaus in der politischen Wirklichkeit der Gegenwart als Ressentiment gegenüber allem Deutschsein im historischen Bewusstsein unserer Nachbarn zur Disposition steht und was letztlich den Weg hin zu einer europäischen Identität weiterhin so beschwerlich macht.

In Theresienstadt wird M. im KZ Kleine Festung inhaftiert, das dem eigentlichen Getto vorgelagert war. Hier ist er einer von den rund 27 000 Männern und 5000 Frauen (zumeist aus dem böhmischen und mährischen Widerstand), die 1940-1945 inhaftiert, in andere Lager deportiert oder hingerichtet wurden. Die Inhaftierung in Flossenbürg erfolgte am 11. Juni 1944 und endete am 23. April 1945. Mit der Errichtung von über 90 Außenlagern verfolgte hier die SS durch die Gründung eigens dafür geschaffener Unternehmen, in denen die Häftlinge 12 Stunden am Tag zur Arbeit gezwungen wurden, vor allem auch im großen Stile wirtschaftliche Eigeninteressen. Aber auch andere Unternehmen der deutschen Kriegswirtschaft (vor allem Messerschmitt) bedienten sich im KZ Flossenbürg ohne jeden Skrupel der Mechanismen unmenschlicher Zwangsarbeit. In den Erinnerungen des Autors aber spielt das ökonomische Kalkül lediglich eine untergeordnete Rolle. Ihm gilt es auch hier vorrangig, die perfiden Mittel einer brutalen Gewalt im Detail zu beobachten und festzuhalten. In einer Eindringlichkeit, die wir uns kaum entziehen können, schildert M., wie in den Mechanismen der Macht das Lager selbst zur alles beherrschenden Instanz der Existenz wird. Am Ende nimmt das Lager gar die Gestalt eines autonomen Subjekts an. Das Lagerleben wird in der sinnentleerten Monotonie zur bloß noch simulierten Alltäglichkeit einer auf Dauer gestellten Gegenwart, die den Rhythmus der Lebensführung in den gleichförmigen Takt einer autoritären Gesinnung und totalitären Realität zwingt.

Im Fazit ist M.s autobiografisches Werk, nicht zuletzt durch die akribische editorische Arbeit der Hrsg. sowie durch die Erweiterungen der als Anhang beigefügten Bilder von Ota Matoušek, ein empfehlenswertes Buch, das allerdings sicherlich viele seiner deutschen Leserinnen und Leser irritiert, nachdenklich und fragend zurücklässt.

Dresden

Ehrhardt Cremers

Hans-Peter Föhrding, Heinz Verfürth: Als die Juden nach Deutschland flohen. Ein vergessenes Kapitel der Nachkriegsgeschichte. Kiepenheuer & Witsch. Köln 2017. 347 S., Ill. ISBN 978-3-462-04866-7. (€ 22,-.)

Seit über dreißig Jahren beschäftigt sich die (deutsche) Geschichtsforschung intensiver mit den Schicksalen der im Zweiten Weltkrieg und danach heimatlos gewordenen, in diesem Land gestrandeten Juden aus Ost(mittel)europa. Mit ihrem Überblick über das unverhoffte jüdische Leben im Land der Täter nach 1945 möchten die Journalisten Hans-Peter Föhrding und Heinz Verfürth diese Erkenntnisse einem größeren Leserkreis vermitteln. Sie nehmen dabei insbesondere die Geschichte der Familie von Lea und Aron Waks in den Blick, die ein Jahrzehnt in Lagern für Displaced Persons zubrachte, ehe sie sich in Düsseldorf niederließ; ihr im DP-Lager Ziegenhain geborener, nun in Tel Aviv lebender Sohn Ruwen (Robbi) Waks steuerte ein einfühlsames Vorwort bei.

Die DP-Lager für nach Deutschland verschleppte und geflüchtete Juden wurden im Auftrag der Alliierten von einer Unterorganisation der UNO versorgt und in Selbstverwaltung geführt. Sie verfügten über eigene Synagogen, Schulen, Lehrwerkstätten, Schauspielgruppen. Dass in Gestalt der „polnischen Juden“ eine „gewaltige Flüchtlingswelle“ zu ihnen „schwappte“ (S. 15), nahmen die Deutschen im Durcheinander der Jahre 1945/46 kaum wahr – schließlich machten sie nur einen Bruchteil im Vergleich mit den damals aus

dem Osten eintreffenden Landsleuten aus. Ihre Beziehungen zu den hinter Zäunen untergebrachten Lagerbewohnern waren von Desinteresse und Abneigung geprägt. Juden galten als treibende Kraft des Schwarzmarkts, wurden beneidet und krimineller Machenschaften verdächtigt, wie die Vf. wiederholt ausführen. Doch waren solche „antisemitischen Unmutsäußerungen“ keineswegs Ausdruck „erster Versuche, die Täter-Opfer-Relation umzudeuten“ (S. 129). Mit dieser Deutung geraten die Kontinuitäten aus dem Blickfeld: In der Opferrolle sahen sich die Deutschen – und insbesondere die Rechtsextremen unter ihnen – schon seit 1918.

Besser gelungen ist die Beschreibung des wieder erwachenden jüdischen Gemeindelebens in den Westzonen, sind punktuelle kritische Einblicke in die – noch oft von Brauntönen beherrschte – bundesdeutsche Erinnerungskultur, etwa zum Zustandekommen des Gesetzes über die Rechtsstellung heimatloser Ausländer 1950/51, zum Umgang mit den aus Israel „illegal“ Zurückkehrenden, die im oberbayerischen Camp Föhrenwald unterkamen, ehe es als letztes von insgesamt weit über hundert DP-Lagern 1957 geschlossen wurde, oder am traurigen Beispiel des Lebenswegs von Philipp Auerbach (1906-1952), des bayerischen Staatskommissars für rassisch, religiös und politisch verfolgte, der sich nach einem diffamierenden Gerichtsverfahren, an dessen Ende er schuldig gesprochen worden war, das Leben nahm.

Dass gleich nach dem Zweiten Weltkrieg rund eine Viertelmillion Juden nicht „nach Deutschland flohen“ (wie es im Buchtitel heißt), sondern sich in die Obhut der westlichen Siegermächte begeben wollten, erfährt der Leser nur nebenbei. Die den Flüchtlingsstrom begünstigenden antisemitischen Übergriffe in Ost(mittel)europa bleiben schemenhaft, wengleich der „barbarische Exzess“ in der vermeintlichen „Kleinstadt“ Kielce erwähnt und – mit antipolnischem Zungenschlag – geschildert wird (S. 15, 65-68). Wohl für die Mehrheit, doch gewiss nicht für alle der Geflüchteten war Palästina das Ziel, denn aus vielerlei Gründen zog es sie auch in die USA. Die Sowjetisierung Osteuropas war für manche Juden wohl Anlass, „Exil im Westen zu suchen“ (S. 19), für andere aber gerade ein Grund, an Ort und Stelle zu bleiben.

Trotz ihres journalistischen Anspruchs belegen die Vf. ihre Ausführungen mit zahlreichen Literatur- und Quellenangaben. Bisweilen fehlen sie jedoch, sodass beispielsweise unklar bleibt, worauf die Behauptung beruht, dass in den ersten fünf Jahren nach Kriegsende 200 der 400 deutschen „jüdischen Friedhöfe geschändet“ worden seien (S. 234), zeichnete sich die Politik der alliierten Militärregierungen doch dadurch aus, dass sie die unter der NS-Herrschaft geschehenen Verwüstungen und Vernachlässigungen beseitigen ließ. Dem populären Anspruch der Vf. sind unscharfe Formulierungen anzulasten, wenn etwa in Bezug auf den 1. September 1939 von „Hitlers Überfall auf Polen“, für 1945 von den „baltischen Staaten“ oder von den „jüdischen Westpolen“ die Rede ist (S. 14 f., 69). Lobenswert ist, dass dem Buch ausgewählte, aussagekräftige Fotos sowie ein Personen- und Sachregister beigegeben wurden.

Erfahrungen mit einem Mangel an Empathie für Geflüchtete, selbst wenn deren Los Folge deutscher Gewaltpolitik war, machten neben den jüdischen Flüchtlingen auch die nichtjüdischen (Volks-)Deutschen, die seit 1944 nach Westen strömten, in ihren Zufluchtsorten knappen Wohnraum belegten und den Alteingesessenen Ressourcen streitig machten. Angesichts neuer Fluchtbewegungen von Menschen, die ihre Heimat verloren und ihre Lebensgrundlagen eingebüßt haben, stellen die Vf. abschließend mit gutem Grund fest, wie ungebrochen leicht sich hierzulande „fremdenfeindliche und antisemitische Stimmungen“ mobilisieren lassen (S. 314). Insofern handelt es sich hier weniger um ein vergessenes Kapitel der Nachkriegsgeschichte als um Geschehnisse, aus denen sich auch in der Gegenwart wieder nützliche Lehren für den angemessenen Umgang mit bei uns Hilfe suchenden Menschen ziehen lassen.

Marburg

Klaus-Peter Friedrich

Fruzsina Müller: Jeanssozialismus. Konsum und Mode im staatssozialistischen Ungarn. (Moderne europäische Geschichte, Bd. 15.) Wallstein Verlag. Göttingen 2017. 276 S. 978-3-8353-3059-7. (€ 29,90.)

Mit *Jeanssozialismus* ist Fruzsina Müller eine über weite Strecken spannende, zeitgemäße und aufschlussreiche kulturwissenschaftliche Arbeit zu den Themen Konsum, Mode, Wirtschafts- und Unternehmenspolitik im staatssozialistischen Ungarn gelungen. Der zeitliche Fokus liegt auf der Amtszeit des Ersten Parteisekretärs János Kádár, unter dem sich Ungarn zur „fröhlichsten Baracke im sozialistischen Lager“ entwickelte. Die Vf. ergründet die Validität dieser Chiffre, denn das Wohlstandsversprechen und die wachsenden Konsummöglichkeiten gelten als essenzielle Legitimationsfaktoren des Kádárregimes. M. analysiert daher zunächst den Diskurs über Konsum und Mode, dann die Handlungsspielräume, Strategien und Praktiken verschiedener Akteure in diesen Branchen. Sie zieht einen breiten Quellenfundus zurate: Zeitschriften und Zeitungen, einschlägige Monografien, Interviews, Unterlagen der zuständigen Ministerien für Leichtindustrie und Binnenhandel sowie verschiedener Unternehmen.

Das Buch ist in zwei Teile („Konsum- und Modedebatten“ sowie „Akteure und Handlungsspielräume“) mit jeweils fünf Kapiteln gegliedert. Zunächst erörtert M. den Wandel der Diskussionen über Konsum und Mode. In den 1950ern verpönt als kleinbürgerlich oder feindlich-kapitalistisch, wurden Mode und Konsum im Laufe der 1960er als identitätsstiftend und – mit Blick auf die miserable Handelsbilanz – wirtschaftlich zuträglich akzeptiert.

Diese Debatten erlauben Einblicke in die Ambivalenzen des Kádárregimes. Die Diskussionen um Jugendliche und Jugendmode (u. a. im Jugendmagazin *Iffjúsági Magazin*) beweisen, dass der Staat zwar flexibel reagieren und Zugeständnisse machen konnte, nicht aber seinen paternalistischen Hoheitsanspruch aufgab. Kritik kam später eher von Intellektuellen und Offiziellen, die einen verschwenderischen Konsum, ein verantwortungsloses Nachahmen des „Westens“ und die damit einhergehende Vernachlässigung des Gemeinwohls anprangerten. Ein Umdenken erwirkten letztlich Journalisten wie László Gyurkó, Wissenschaftler wie Zoltán Balogh oder Kádár selbst, indem sie sich gegen eine Bevormundung der Konsument/inn/en wandten.

Erst im vierten Kapitel kommt die Vf. zum im Titel angekündigten Thema: der Jeans. Viele Argumente gegen den blauen, mit (wild)westlichen Assoziationen angereicherten Baumwollstoff dürften aus anderen Kontexten der 1960er bekannt sein. Aufschlussreich und unterhaltsam erläutert M. die legalen, halblegalen und illegalen Beschaffungsstrategien und Konsumpraktiken von aus- wie inländischen Jeans. In den 1970ern wurde die Versorgung der Bevölkerung mit Jeans zum offiziellen Ziel erhoben. Vor welche praktischen Probleme dies aber den Außenhandel, einzelne Unternehmen und die Ministerien für Leichtindustrie und Binnenhandel stellte, erörtert M. im zweiten Teil.

Anschließend konzentriert sich M. auf das 1951 gegründete Modeinstitut, dem es gelang, die Branche zu professionalisieren. Halbjährlich organisierte es die wegweisende Budapest International Messe. Wirklich bahnbrechend war die Gründung des Genossenschaftswarenhouses Skála, dessen Direktor Sándor Demjén früh eigene Wege ging: Skála fiel durch neuartiges Interieur wie Exterieur, Angebotsvielfalt, professionalisiertes Personalmanagement und Marketing auf. Die Bedeutung des Warenhauses und Demjéns (auch nach 1989) hätte für Laien stärker herausgearbeitet werden können.

Die spannenden Produktionsgeschichten der Jeans „Trapper“ und „Derzsi“ bzw. „Szegeed 78“ (später „Super River“ bzw. „River Blue“) der Bekleidungsfabriken Buda-Flax und I. Mai weisen auf Freiräume, Einschränkungen und unternehmerische Handlungsspielräume hin. Ausschlaggebend für den Erfolg waren meist der Einfallsreichtum und Geschäftssinn der Leitungen sowie das Engagement der Mitarbeiter/innen. M.s Hypothese, dass die relativ großzügigen Konsummöglichkeiten Ergebnis „einer bewussten Politik waren“ (S. 3), bestätigt sich somit nicht. Erfolg hatten diese Marken meist trotz und nicht wegen offizieller Vorgaben und Richtlinien. Als besonders starr erwies sich der staatliche Handel. Ab den 1970er Jahren schufen die „Zweite Wirtschaft“, private Initiativen wie Boutiquen

oder mit Skála kooperierende Läden Abhilfe beim Vertrieb, obwohl weiterhin Engpässe bestanden.

Der ehrgeizige Plan einer eigenen ungarischen Jeans führte letztlich über Umwege und Frustrationen zu Kooperationen mit der US-Marke „Levi's Strauss“ und der britischen Marke „Lee Cooper“. Diese Unternehmen brachten Know-how und Technik ins Land. Der Export der Endprodukte – zum Nachteil der inländischen Versorgung – auch Devisen. Dem „Levi's“-Original konnte trotz guter Qualität und neuer Marketingstrategie auch die „Trapper“ nicht den Rang ablaufen. Nur partiell erfolgreich waren ebenso die ungarischen Sportschuhe „Tisza“, die die Nachfrage nach Adidas-Schuhen kompensieren sollten. Mit diesen beiden Fallstudien ungarischer Marken gelingt es M., eindrücklich aufzuzeigen, was trotz einer oft nachteiligen Wirtschaftspolitik im Staatssozialismus alles möglich war.

Der Buchtitel „Jeanssozialismus“ ist etwas irreführend, geht es doch um Konsum und Mode generell statt nur um Jeans. Ob der Begriff besser das Kádárregime umschreibt als der bekanntere „Kühlschrank-Sozialismus“ (oder „Gulaschkommunismus“), bleibt fraglich. Die Zweiteilung der Arbeit in Diskursanalyse und sozialwissenschaftliche Studie bewirkt stellenweise Unklarheiten und Redundanzen. Bedauerlich ist der Mangel an Illustrationen. Der Leser muss sich mit dem bebilderten Schutzumschlag begnügen. Für manche mag das konsequente *gendering* mit einem *Sternchen („Konsument*innen“, „Mitarbeiter*innen“) gewöhnungsbedürftig sein. Dabei bleibt das Thema „Gender“ unterbeleuchtet, obwohl das Thema Mode es eigentlich gebietet. Was sich für Männer und Frauen in der Mode ziemte, ob Unternehmensleitungen eher männlich, Designer/innen und Mitarbeiter/innen eher weiblich waren oder ob sich das staatssozialistische Ungarn den klassischen westlichen Rollenverteilungen widersetzte, wird (so) nicht klar.

Von großem Gewinn ist M.s Bilingualität und ihre Zusammenarbeit mit deutschen wie ungarischen Kollegen und Mentoren, allen voran Hannes Siegrist und Tibor Valuch. Zahlreiche Studien zum Konsum in der DDR und BRD liegen bereits vor. In Ungarn widmet man sich jedoch erst seit kurzem der Zeitgeschichte dieses Themas. Überzeugend gelingt es M., ein (vermeintlich) ungarisches Thema adressatenorientiert zu vermitteln und gesamt(ost)europäische Schlüsse zu ziehen. Hilfreich sind die Verflechtungen mit „dem Westen“, besonders mit der Bundesrepublik und den USA, sowie Jugoslawien und die vereinzelten Vergleiche mit der DDR. Mit *Jeanssozialismus* leistet M. einen entscheidenden Beitrag zur europäischen Geschichte nach 1945 und zum kulturellen und wissenschaftlichen Austausch in Europa.

Baltimore

Victoria Harms

Corinna Felsch: Reisen in die Vergangenheit? Westdeutsche Fahrten nach Polen 1970-1990. (Studien zur Internationalen Geschichte, Bd. 38.) De Gruyter Oldenbourg, Berlin 2015. X, 397 S. ISBN 978-3-11-042510-9. 397 S. (€ 59,95.)

Über die deutsch-polnischen Beziehungen unter dem Gesichtspunkt der Erinnerungsforschung und über Reisen von Deutschen in ihre ehemalige Heimat in den neuen polnischen Nord- und Westgebieten ist in den letzten Jahren viel veröffentlicht worden. Das ist Corinna Felsch, der Autorin der hier zu besprechenden Studie, die auf ihrer Dissertation basiert, auch sehr gut bekannt. Einleitend gibt die Historikerin einen Überblick über die bisherige Forschung zu westdeutschen touristischen Polenreisen vor 1989/90. Was jedoch bislang fehlte, war eine Studie über die Bedeutung von Geschichte und Geschichtsbildern für diese Reisen. Diesem Desiderat hat sich F. endlich angenommen. Für ihre Analyse hat die Vf. Reisen ausgewählt, die einen überwiegend privaten Charakter hatten.

In allen Kapiteln des Buches wird der Frage nachgegangen, ob Reisen von Westdeutschen nach Polen nach 1945 auch Reisen in die Vergangenheit waren. Wenn ja, war das die polnische, die deutsche oder die deutsch-polnische Vergangenheit? „[I]nwiefern regten die Reisen einen deutsch-polnischen Dialog über diese Vergangenheit(en) an?“ (S. 1) und „Wurden möglicherweise im deutsch-polnischen Dialog gemeinsam neue Geschichtsbilder

entworfen?“ (S. 3) sind weitere wichtige Fragen der Vf. Für deren Beantwortung nutzt sie vor allem die von den Reisenden während ihres Aufenthalts oder kurz nach der Rückkehr verfassten Reiseberichte. Sie betont zu Recht, dass auf der Grundlage der vorliegenden Quellen nicht überprüft werden könne, ob die in den Berichten gemachten Aussagen der „Wahrheit“ entsprächen. Vielmehr gehe es um Wahrnehmungen und Eindrücke, die während dieser Reisen entstanden seien. F. fragt nach der Bedeutung der privaten Geschichtsbilder der Reisenden. Welche Bedeutung hatten für sie ihre Begegnungen mit dem Land Polen und der polnischen Bevölkerung?

Die Vf. untersucht die westdeutschen Reisen am Beispiel von Polenreisen in Kooperation mit Aktion Sühnezeichen/Friedensdienste (ASF), Heimatreisen und Studienreisen. Die drei Kapitel sind ähnlich aufgebaut. Dargestellt werden u. a. Quellenauswahl, Spezifika und Ziel der Reisen, das Polenbild und die Motivation der Reisenden, die Bedeutung der Vergangenheit und Auswirkungen der veränderten Geschichtsbilder. Eine wichtige und gleichzeitig überraschende Erkenntnis dieser Studie lautet, dass die deutsch-polnische Geschichte nicht unbedingt im Mittelpunkt des Interesses der Reisenden stand. Vielmehr lag der Fokus des Interesses auf Seiten der Reisenden auf der Gegenwart. Sie setzten sich mit dem polnischen Sozialismus und dem Leben in diesem System auseinander. Bei jungen Studienreisenden habe touristisches Erleben im Vordergrund gestanden. Die Autorin hat auf der Grundlage von Reiseberichten einige Unterschiede zwischen den drei Reise-Typen herausgearbeitet: Neben der Neugier am gegenwärtigen Leben in Polen zeigten die ASF-Reisenden und die Studienreisenden Interesse an den in Polen verübten nationalsozialistischen Verbrechen. Für die Heimatreisenden standen eher Flucht und Vertreibung der Deutschen nach dem Zweiten Weltkrieg im Vordergrund. Aber auch bei der letztgenannten Gruppe kam es F. zufolge fast nie zu Konflikten. Die Begegnungen seien in der Regel sehr positiv wahrgenommen worden. Teilweise sei es sogar zu langfristigen postalischen Kontakten und weiteren Besuchen gekommen (S. 212). In der Wahrnehmung der meisten Reisenden verlief das gemeinsame Thematisieren des Vergangenheitskomplexes so gut wie konfliktfrei (S. 361).

Überraschend ist vielleicht das Ergebnis, dass die Bilder und Eindrücke der Reisenden deutlich stärker durch ihre Erwartungen und mitgebrachten Bilder geprägt waren als durch die Erfahrungen, die sie im Reiseland gemacht hatten (S. 365). Das hänge, so F., damit zusammen, dass die Reisenden die ihnen schon vorher bekannten Geschichtsinterpretationen bestätigt fanden und es deshalb nicht zur Veränderung ihrer Interpretationen kommen musste. „Eine echte und ehrliche Auseinandersetzung über unterschiedliche Geschichtsinterpretationen zwischen den Reisenden und der polnischen Bevölkerung“ (S. 368) habe bei diesen Begegnungen nicht stattgefunden.

Die Vf. hat eine faszinierende Studie über westdeutsche Reisende nach Polen und deren deutsch-polnische Geschichtsbilder geschrieben, die sowohl Experten als auch Interessierten an der deutsch-polnischen Geschichte ganz besonders zu empfehlen ist. Das Buch ist mit einem Quellen- und Literaturverzeichnis, einem deutsch-polnischen Ortsnamenverzeichnis und einem Register versehen.

Sønderborg

Katarzyna Stokłosa

Kamil Dworaczek: Niezależne Zrzeszenie Studentów 1980-1981. [Der Unabhängige Studentenverband 1980-1981.] (Opozycja w Polsce.) Oddział Instytutu Pamięci Narodowej – Komisji Ścigania Zbrodni przeciwko Narodowi Polskiemu. Wrocław 2016. 506 S., Ill., graph. Darst. ISBN 978-83-61631-34-7. (PLN 48,-)

Mit dem „Karneval der Solidarność“ 1980/81 werden in erster Linie die freie Gewerkschaft selbst sowie ihr charismatischer Vorsitzender Lech Wałęsa assoziiert. Beide haben sich zu Synonymen für die Opposition in der Spätphase der Volksrepublik Polen entwickelt. Dazu beigetragen haben neben den Protesten an der Ostseeküste auch die Verfol-

gungen im Zuge der Ausrufung des Kriegsrechts (13. Dezember 1981), die Verleihung des Nobelpreises an Wałęsa und nicht zuletzt die Verhandlungen am „Runden Tisch“.

Dabei wird häufig übersehen, dass im Windschatten der *Solidarność* noch einige weitere Organisationen agierten. Zu diesen zählte der im Herbst 1980 gegründete Unabhängige Studentenverband (*Niezależne Zrzeszenie Studentów*, NZS). Binnen weniger Monate gelang es ihm, an fast allen polnischen Hochschulen Fuß zu fassen. Zu seinen Hochzeiten im Frühjahr 1981 zählte der Verband an die 80 000 Mitglieder (rund 20 Prozent aller Studenten) und konnte sich auch jenseits der Universität Gehör verschaffen. Dies kommt nicht zuletzt in einem Ausspruch Wałęsas aus dem Frühjahr 1989 zur Geltung, wonach der NZS das dritte Bein des „Runden Tisches“ sei.

In der deutschsprachigen Forschungsliteratur ist diesem „dritten Tischbein“ bislang kaum Aufmerksamkeit geschenkt worden. Anders sieht es in Polen aus. Hier haben sich Historiker bereits in den frühen 1990er Jahren des Themas angenommen. Viele dieser Wissenschaftler konnten dabei selbst auf eine aktive Zeit beim NZS zurückblicken. In den letzten Jahren sind darüber hinaus im Umfeld des Instituts für Nationales Gedenken (*Instytut Pamięci Narodowej*, IPN) zahlreiche Studien einer jüngeren Historikergeneration veröffentlicht worden. Oftmals handelte es sich dabei um Arbeiten, die sich mit einer konkreten Hochschulgruppe beschäftigten. Komparative Studien existierten bislang nicht, lässt man Andrzej Anusz' mittlerweile veralteten und unzulänglichen Darstellungen¹ außer Acht.

Diese Lücke schließt nun Kamil Dworaczek mit einer profunden Arbeit über den ersten NZS (1980/81). Der am IPN in Breslau tätige D. beschreibt im Rahmen seiner Studie u. a. Struktur, Tätigkeitsprofil, Streikaktivitäten und Pressewesen ausgewählter Hochschulgruppen des NZS und vergleicht diese miteinander. Im Fokus stehen dabei vor allem die größeren akademischen Zentren des Landes (z. B. Warschau, Krakau, Breslau sowie die Dreistadt Danzig/Gdingen/Zoppot). Mit Opatów und Radom finden allerdings auch zwei junge, kleinere Universitätsstädte Berücksichtigung. Besonderes Augenmerk genießen zudem der Lodzer Streik, infolgedessen der NZS offiziell registriert werden konnte, sowie der Radomer Streik, der bis kurz vor Ausrufung des Kriegsrechts dauerte und als längste Studentendemonstration der polnischen Geschichte gilt.

Im ersten Kapitel geht D. auf die Rahmenbedingungen für die Entstehung des NZS ein. Hier verweist er insbesondere auf die Studentischen Solidaritätskomitees (*Studentckie Komitety Solidarności*, SKS), die sich nach dem Tod des Studenten Stanisław Pyjas (1977) an einigen Hochschulen gegründet hatten. Wie er allerdings zu der Einschätzung gelangt, der Tod Pyjas' sei ein Mord (S. 408) gewesen, bleibt ein Rätsel. Stützt er sich hier auf bisher unter Verschluss gehaltene gerichtsmedizinische Gutachten oder handelt es sich lediglich um eine persönliche Vermutung?

D. weist darauf hin, dass die studentische Opposition bis 1980 ein Nischendasein gefristet habe (S. 46). Trotzdem hätten die SKS-Aktivist*innen eine zentrale Rolle bei der Gründung des NZS gespielt. Davon zeuge nicht zuletzt das hohe Maß an Kontinuität zwischen den SKS und dem neu entstandenen NZS. Letzterer habe dabei besonders vom Wissen und Erfahrungsschatz der SKSler profitiert. Dies habe sich u. a. bei der Organisation von Vorträgen oder eines eigenen Pressewesens als hilfreich erwiesen. Dennoch seien die personellen Überschneidungsflächen nie derart groß gewesen, dass man die eine Organisation als Fortsetzung der anderen betrachtet hätte. Lediglich die Breslauer Hochschulgruppe könne hier als Ausnahme gelten. In allen NZS-Gruppen seien die einstigen SKS-Aktivist*innen

¹ ANDRZEJ ANUSZ: *Niezależne Zrzeszenie Studentów w latach 1980-1989* [Der Unabhängige Studentenverband in den Jahren 1980-1989], Warszawa 1991; DERS.: *NZS 1980-2000. Niezależne Zrzeszenie Studentów, czyli nie ma sukcesu bez NZS-u* [NZS 1980-2000. Der Unabhängige Studentenverband oder Es gibt keinen Erfolg ohne den NZS], Warszawa 2000.

ten aber relativ rasch durch andere Neumitglieder und Überläufer des Sozialistischen Bundes Polnischer Studenten (Socjalistyczny Związek Studentów Polskich) an den Rand gedrängt worden (S. 76).

Im Gegensatz zum parteinahen Konkurrenten, der noch Mitte der 1970er Jahre fast Dreiviertel aller Studenten in seinen Reihen versammelt hatte, sei der NZS von Beginn an durch eine dezentrale bzw. föderale Struktur charakterisiert gewesen. Interessanterweise führte dies nicht zu Forderungen der einzelnen Gruppen nach Hochschulreformen, die maßgeblich voneinander abgewichen wären. Die Reduzierung militärischer Übungen für Studenten, die Abschaffung des Russischen als obligatorische Fremdsprache sowie eine Überarbeitung des Studiencurriculums gehörten in allen Universitätsstädten zu den Zielen des NZS.

Mit Gewinn liest sich auch das Kapitel über die (westlichen) Auslandskontakte des NZS. Hier wird deutlich, dass der Verband hauptsächlich mit linken bzw. linksradikalen Studentenorganisationen und Einzelpersonen in Berührung kam, was wiederholt zu Missverständnissen führte. Westlichen Studenten erschien die Kirchenbindung ihrer polnischen Kommilitonen dabei ebenso suspekt wie Letzteren eine positive Identifikation mit dem Sozialismus (S. 328). Auch dies dürfte langfristig eine enge Partnerschaft verhindert haben. In diesem Kontext hätte sich eine detailliertere Beschäftigung mit der Sichtweise der ausländischen Studenten angeboten. Denn diese kommen in der vorliegenden Monografie meist nur im Rahmen von Schreiben an den NZS und in dessen Publikationen zu Wort. Rückschlüsse darauf, wie der Verband tatsächlich wahrgenommen wurde, lassen sich dadurch nur bedingt ziehen. Wenngleich es sich um einen Nebenaspekt handelt, wäre seine Behandlung wünschenswert gewesen.

Ohne Zweifel ist es D. gelungen, ein wichtiges Forschungsdesiderat zu beseitigen. Erstmals liegt eine profunde Gesamtdarstellung zur Geschichte des „ersten NZS“ vor. Diese ist gleichermaßen die Frucht eines intensiven Quellenstudiums wie einer gründlichen Kenntnis der (mittlerweile beachtlichen) Forschungsliteratur. Dabei sind Maßstäbe gesetzt worden. Allerdings steht eine vergleichbare Arbeit über den „zweiten NZS“ (1982-1989) weiterhin aus. Auch hier gilt es noch ein Feld zu bestellen – vielleicht durch denselben Verfasser.

München

Matthias E. Cichon

Gábor Sonkoly: Bolyhos tájaink. A kulturális örökség történeti értelmezései. [Our Fuzzy Lands. Historical Analysis of Cultural Heritage.] ELTE Eötvös Kiadó. Budapest 2016. 214 S. ISBN 978-963-284-814-3.

Gábor Sonkoly's book unquestionably bridges a gap that has existed for decades in Hungarian and Central European historiography. He provides a very complex critical approach to the heritagization processes in this area of Europe, mainly using Hungarian (but also Austrian, Czech, Polish and Slovakian) examples. For S., a prestigious urban historian, the “fuzzy lands” referred to in the title are not just specific geographical locations that became heritagized and hence unclearly determined from a historian's perspective, but they also represent the loosely held subjects of history as a scientific discipline. According to S., they are the consequences of ‘the institutionalization of cultural heritage in opposition to history’ (p. 15). The author explains the undefined connection between cultural heritage and history with the help of, among others, Francois Hartog's theory¹ about the contemporary (presentist) social functions of history (memory, commemoration, heritage and identity). The author points out that both disciplines tend to define identity and interpret the past and are therefore often mixed up by non-specialists, even though there are major—for example methodical—differences between the two. Accordingly, as the author

¹ FRANÇOIS HARTOG: Croire en l'histoire, Paris 2013.

also states, the goal of this monograph is to point out that cultural heritage should be a subject of historical research.

The author also identifies multiple manifestations and understandings of the fuzziness, which apart from being named in the title, is also implied in the plurality of the subtitle. These overarching but very characteristic issues are the internationalization of national values and understandings (the diverse actors' different possibilities and their consequences) as well as the varied interpretations of time and place in certain disciplines and periods. Such issues appear both in the problematization of the main research theme (for instance by pointing out the miscellaneous understandings of cultural heritage diachronically in different languages) and in the case studies (whether the local community has the right to name the value of a place at a time of international heritage nomination). Six chapters (after the first theoretical chapter entitled: "The relation between cultural heritage and history") contain empirical case studies which rely on a variety of approaches and sources incorporating visual and material sources and present a number of notable commemorative practices. Three chapters are dedicated to identical heritage sites: a village (Hollókő, Hungary), a capital (Vienna, Austria) and a monastery (Pannonhalma, Hungary), which helps to point out the author's main interest through different heritage examples. Two chapters target specific types of cultural heritage, namely the historic urban landscape and the cultural landscape. Landscape plays an important role in the book as another hazy and fuzzing expression. S. emphasizes that it is used by numerous disciplines besides cultural heritage and history (namely architecture, urban studies and social sciences) and has a crucial role in contemporary identity making processes. The fifth chapter is dedicated to a comparative analysis of the UNESCO world heritage sites in the Visegrád countries (Czech Republic, Slovakia, Poland and Hungary) with qualitative and quantitative research methodologies adapted on the nomination documents. This chapter focuses on how and by whom national characteristics were chosen for international heritage nomination during the Eastern Expansion of the European Union. In the conclusion, the author not only summarizes the main findings and connects them back to the main theoretical investigation, but also expands his investigations by looking at the major aims and methods of cultural heritage. He looks at how the concepts of sustainability, integrity and a participative approach have been understood and put into practice, especially in the Central European and Hungarian circumstances. He compares and connects these terms with the previously discussed historiography of representation, identity and safety and ends with the forecast that cultural heritage 'is going to define the social role of historians shortly' (p. 194).

The book is a pleasant and informative summary for all those interested in heritagization processes in Central Europe. It not only provides a wide-range of case studies but also introduces them from multiple perspectives, pointing to their critical aspects. Based on both its physical appearance (in terms of its size, font, and imposing cover) as well as content (condensed, extensively documented and multifaceted), the book clearly stands out as an authoritative work. It expresses (without over-articulating) the thoroughness of the author's research and the intensity of his theoretical knowledge. Specialist readers might have bypassed this publication due to its lack of scrutinized case study analysis but the complexity of the main topic surely guarantees new perspectives and a satisfying intellectual experience to everyone.

Budapest

Melinda Harlov-Csörtán

Encyclopedia of the Medieval Chronicle. 2 Bände. Hrsg. von Raymond Graeme Dunphy. Brill. Leiden u. a. 2010. LXXXIV, 1748 S. ISBN 978-09-04-184640. (€ 475,-) – Das Werk bietet einen lexikalischen Zugang zur gesamten mittelalterlichen historiografischen Literatur. Es enthält etwa 2500 Lemmata, die einzelne Geschichtsschreiber und anonym überlieferte historiografische Texte behandeln; begründet ist der Verzicht auf hagiografische Werke und der vielfache chronologische Ausgriff bis ins 16. Jh., wenn ein Werk mittelalterliche Wissensstände und Traditionen dokumentiert. Darüber hinaus findet sich eine Reihe thematischer Überblicksartikel. Organisatorisch stützte sich der Hrsg. Graeme Dunphy auf ein Team von 18 Mitarbeitern, die bestimmte thematische und geografische Anteile verantworten. Die Lemmata verzeichnen nach einer Zusammenfassung von Werkentstehung, -inhalt, -überlieferung und -wirkung die jeweilige(n) zu benutzende(n) Edition(en) und die wichtigste neuere Forschungsliteratur. Die konzeptionelle Stärke liegt in dem Versuch, die gesamte europäische Produktion, sowohl in lateinischer und griechischer Sprache als auch in den Volkssprachen, und nicht etwa nur die westlichen, lateinischen Werke zu erfassen. Dementsprechend ist auch das östliche Europa umfassend berücksichtigt. Von den Übersichtsartikeln beziehen sich drei Beiträge auf das östliche Europa („Rodoslavi“, „Serbian Annals“, „Teutonic Order chronicle tradition“). Mehr als 200 Lemmata betreffen Texte oder Autoren mit osteuropäischer Provenienz, die meisten – jeweils etwa 60 – Böhmen/Mähren und Polen, 24 Ungarn, 22 Alttrussland, etwa 15 das Preußenland. Erschlossen wird die Fülle des Materials durch eine alphabetische Lemmataübersicht mit einer Zuordnung der Entstehungszeit, der Sprache des Werks sowie der Provenienz (hierbei ist die regionale Zuordnung verschiedentlich irritierend, wenn Autoren bzw. Texte aus Pommern, Preußen oder Schlesien „Germany, Poland“ zugeordnet werden), ein Register der Werke und Autoren – kein Lemmataverzeichnis, sondern ein Nachweis der Nennung auch in anderen Lemmata –, ein allgemeines Register (Personen, Orte, Sachen) und ein Register der Handschriften. Die Enzyklopädie bietet gegenüber vergleichbaren Nachschlagewerken (Repertorien, literaturwissenschaftlichen Kompendien, Quellenkunden) in der sprachlichen und regionalen Breite und durch die Verlässlichkeit der Informationen durch die jeweiligen Autoren der Lemmata einen spezifisch historiografischen Zugriff und einen substanziellen Ausgangspunkt für die weitere Forschung. Das Werk ist auch online (allerdings kostenpflichtig) zugänglich¹ und wird dort weiter gepflegt; es wurden in den letzten Jahren mehrere Aktualisierungen vorgenommen, die auch die Aufnahme bisher nicht berücksichtigter Texte beinhalteten.

Marburg

Norbert Kersken

¹ <http://referenceworks.brillonline.com/browse/encyclopedia-of-the-medieval-chronicle> (06.11.2017).

Karel IV. v soudobých kronikách. [Karl IV. in zeitgenössischen Chroniken.] Hrsg. von Marie Bláhová, Zuzana Lukšová und Martin Nodl. Argo. Praha 2016. 270 S. ISBN 978-80-257-1849-0. (€ 20,-) – Anlässlich des 700. Geburtstags Karls IV. präsentieren die Autoren die historiografischen Texte aus der Zeit Karls, die auf ihn Bezug nehmen. Karl IV. ist der böhmische Herrscher mit den stärksten Impulsen auf die Geschichtsschreibung. Eine umfassende Ausgabe der in seiner Zeit entstandenen böhmischen Chroniken in tschechischer Übersetzung ist schon vor Jahren von Marie Bláhová publiziert worden.¹ Hier geht es hingegen um drei Texte, in denen die Person des zweiten Luxemburgers auf dem Prager Thron im Mittelpunkt steht. Es handelt sich um die vermutlich um 1350 verfasste Autobiografie Karls IV., das dritte Buch der zweiten Rezension der Chronik des Prager Domherrn Franz von Prag, das die Zeit von 1333 bis 1353 behandelt, sowie die Fortsetzung dieser Chronik durch die Chronik des Prager Domherrn Beneš Krabice von Weitmühl, deren Darstellung bis 1374 reicht. Wenn auch die tschechischen Übersetzungen dieser Texte trotz der ausführlichen sachlichen Anmerkungen für westliche Leser geringeren Wert haben dürften, so verdient der Band aufgrund weiterer Merkmale Beachtung. Eingefügt sind die Reproduktionen der farbigen Miniaturen, die zwei tschechi-

¹ MARIE BLÁHOVÁ (Hrsg.): Kroniky doby Karla IV [Chroniken aus der Zeit Karls IV.], Praha 1987.

schen Übersetzungen der *Vita Caroli Quarti* von 1472 bzw. vom Anfang des 16. Jh. (Österreichische Nationalbibliothek) beigegeben sind. Dabei werden jeweils die gleichen Motive in beiden Handschriften auf den gegenüberliegenden Seiten geboten, was einen bequemen Vergleich ermöglicht. Eingeleitet wird der Band durch zwei Aufsätze: Martin N o d l porträtiert Karl IV. in seiner Bedeutung für Innovationen in der böhmischen Gesellschaft, für die Entwicklung der Prager Städte und der Universität sowie für die Rechts- und Verfassungsgeschichte. Bláhová geht auf die verschiedenen zeitgenössischen Chroniken ein, die Karl gewidmet wurden, umreißt die Bedeutung von Karls Autobiografie, beschreibt seine herrschaftslegitimatorischen Interessen an einer auf seinen Hof orientierten Geschichtsschreibung, zu der er Johannes von Marignola und Přebík Pulkava heranzog, und geht dann detailliert auf Inhalt und Rezeption der zeitgeschichtlichen Schriften von Franz von Prag und Beneš Krabice von Weitmühl ein. Der abschließende editorische Kommentar gibt einen sorgfältigen Überblick über die handschriftliche Überlieferung der drei Texte sowie die Editionen und Übersetzungen in moderne Sprachen. Beendet wird der Band durch ein Literaturverzeichnis und ein Namensregister.

Marburg

Norbert Kersken

Klaus Militzer: Zentrale und Region. Gesammelte Beiträge zur Geschichte des Deutschen Ordens in Preußen, Livland und im Deutschen Reich aus den Jahren 1968 bis 2008. Hrsg. von Udo Arnold. (Quellen und Studien zur Geschichte des Deutschen Ordens, Bd. 75 / Veröffentlichungen der Internationalen Historischen Kommission zur Erforschung des Deutschen Ordens, Bd. 13.) VDG. Weimar 2015. XVIII, 379 S., Ill. ISBN 978-3-89739-847-4. (€ 44,-) – Klaus Militzer, ehemaliger Schatzmeister der Internationalen Historischen Kommission zur Erforschung des Deutschen Ordens, ist einer der fruchtbarsten Gelehrten, der seit über vier Jahrzehnten durch Darstellungen und Forschungen zur Geschichte des Deutschen Ordens im Mittelalter hervorgetreten ist. An Darstellungen in Buchform sind seine Dissertation über die Anfänge des Deutschen Ordens im Deutschen Reich zu nennen, von der eine zweite Auflage nötig wurde, ferner seine mehrbändig geplante Darstellung von Verfassung, Verwaltung und Sozialstruktur des Ordens (bisher Bd. 1) sowie eine auch schon in zweiter Auflage vorliegende Gesamtdarstellung der mittelalterlichen Ordensgeschichte.² Daneben hat er ein ganzes Forscherleben lang in zahlreichen Aufsätzen Einzelthemen aus der Ordensgeschichte untersucht, von denen 26 in dem hier anzuzeigenden Band von der oben genannten Kommission neu veröffentlicht und seinem 75. Geburtstag gewidmet worden sind. Seine zahlreichen Deutschordensaufsätze sind nach dem Vorwort des Hrsg. Udo Arnold aufgelistet. Weder durch dieses Vorwort noch durch das Inhaltsverzeichnis wird eine Gliederung des Bandes zu erkennen gegeben. Bei näherem Hinsehen ist lediglich zu sehen, dass zwei oder drei Aufsätze mit verwandten Themen aufeinanderfolgen. So bleibt beim sachkundigen Leser in erster Linie die Freude, diesen oder jenen bekannten Aufsatz wieder zugänglich zu haben. So findet sich beispielsweise die gründliche Untersuchung über das Entstehen der hochmeisterlichen Kammerballeien. Es folgen zwei Beiträge über die Aufnahme von Ritterbrüdern, zum einen allgemein, zum anderen in Livland. Zwei weitere Aufsätze sind dem Medizinalwesen gewidmet. Auch die Visitationen im Orden werden in zwei Beiträgen behandelt. Das Finanzwesen hat den Vf. immer wieder interessiert. Aus diesem Bereich finden sich sogar drei Aufsätze, wobei die Frage der Geldüberweisungen ein wichtiges Thema ist. Auch die Schlacht bei Tannenberg war Bezugspunkt für drei hier wieder abgedruckte Aufsätze. Zum weiteren Bereich sowohl der Wirtschafts- als auch der Kulturgeschichte gehören die beiden Arbeiten über die Jagd und den Wein des Hochmeisters. Das Studium von Ordensbrüdern an Universitäten wird nur einmal thematisiert. Personalbeziehungen von Köln bzw. dem Rheinland nach Preußen und Livland sind Thema zweier Untersuchungen. Die Reihe der hier wieder zugänglich gemachten Aufsätze wird von sechs Arbeiten beschlossen, die Themen des Ordens im Deutschen Reich behandeln. Zu loben ist ferner, dass die

² KLAUS MILITZER: Die Entstehung der Deutschordensballeien im Deutschen Reich, Bonn-Bad Godesberg 1970 (2. Aufl. Marburg 1981); DERS.: Von Akkon zur Marienburg. Verfassung, Verwaltung und Sozialstruktur des Deutschen Ordens 1190-1309, Marburg 1999; DERS.: Die Geschichte des Deutschen Ordens, Stuttgart 2005 (2. Aufl. Stuttgart 2012).

Benutzung dieses Bandes durch ein alphabetisches Orts- und Personenverzeichnis erleichtert wird, ein Vorteil gegenüber den jeweiligen Erstveröffentlichungen.

Berlin

Bernhart Jähnig

Eva Gruberová, Helmut Zeller: Taxi am Shabbat. Eine Reise zu den letzten Juden Osteuropas. C. H. Beck. München 2017. 267 S., Ill., 1 Kt. ISBN 978-3-406-71297-5. (€ 16,95.) – Die unterhaltsamen und zugleich informativen Reportagen im vorliegenden Werk beruhen auf Begegnungen und Gesprächen mit Menschen in sieben ostmitteleuropäischen Staaten (Litauen, Polen, Slowakei, Tschechien, Ukraine, Ungarn und Weißrussland). Unter ihnen sind inzwischen Hochbetagte, welche die nationalsozialistische Herrschaft in ihrem Land als Kinder überlebt hatten, aber auch Angehörige der jungen Generation, die in ihrer Herkunftsfamilie nach jüdischen Wurzeln suchen. Oft geht es um die Verbrechen unter der nationalsozialistischen Herrschaft und darum, wie sie – gegen Widerstände – aufgearbeitet wurden und werden. Die mitunter anrührenden, mitunter nostalgischen Porträts von Jüdinnen und Juden, die Jahrzehnte in einer weitgehend nichtjüdischen Umgebung gelebt haben, kontrastieren mit dem, was die Vf. Eva Gruberová und Helmut Zeller von dem neuen engherzigen Nationalismus wahrgenommen haben. Dieser wirke sich nicht nur innerstaatlich aus. Vielmehr isoliere der „Opferstreit“ (S. 7), die „gegenläufige Erinnerung“ die Juden und trenne „Polen, Ukrainer oder Litauer [...] von ihrer wahren geschichtlichen Identität“ (S. 144) – schlimmer noch: Sie verhindere auch „ein Zusammenwachsen der europäischen Länder als Wertegemeinschaft“ (S. 8). Diejenigen, die nicht nach Israel auswandern, sondern bleiben wollen, sind zur Anpassung bereit, feiern einen koscheren Schabbat, lassen sich dann jedoch mit dem Taxi nach Hause bringen. In der Stadt mit der größten jüdischen Bevölkerung in Ostmitteleuropa gebe es heute noch „80 000 Juden“ (S. 83), heißt es über Budapest. In Warschau hingegen, wo vor 1939 über 350 000 (zumeist unassimiliert) gelebt hatten, gehörten der Jüdischen Gemeinde gegenwärtig 660 Personen an. Die Zahlen sind nicht immer stimmig, etwa wenn die Vf. behaupten, zwischen 1944 und 1947 seien 170 000 Juden aus Polen ausgereist, während 150 000 „Rückkehrer und Vertriebene aus der Sowjetunion“ gekommen seien (S. 147), denn die Ausreise in eine neue Heimat musste unter den damaligen Verhältnissen über Polen verlaufen. Manchmal lassen die Vf. begriffliche Klarheit vermissen, etwa wenn von einer NS-„Militärpolizei“ (S. 127) die Rede, jedoch die Gendarmerie gemeint ist, die unter der deutschen Besatzung das Gebäude der Lubliner Talmud-Hochschule Jeszywas Chachmej übernahm, ehe dort 1942 ein Lazarett eingerichtet wurde. Das Wort „vergast“ (S. 91) sollte in diesem (ansonsten sensiblen Sprachgebrauch verpflichteten) Buch keinen Platz haben. Auf Belege haben die Vf. gemäß ihrem journalistischen Anspruch verzichtet, sie stellen jedoch unter „Bibliografien“ für jedes der Länder die von ihnen benutzte und ausgewählte Literatur in deutscher und englischer Sprache in aller Kürze vor. G. und Z. haben eine subjektive, aktuelle und stets lesenswerte Bestandsaufnahme über den „Aufbruch“ (S. 7) in einigen Jüdischen Gemeinden Ostmitteleuropas vorgelegt, der mit einer nachhaltigen Renaissance jüdischen Lebens allerdings nicht verwechselt werden darf.

Marburg

Klaus-Peter Friedrich

Neubeginn in der Fremde. Vertriebene aus der Grafschaft Glatz in Schlesien nach 1946. Hrsg. von Horst-Alfons Meißner. Aschendorff. Münster 2016. 505 S., Ill. ISBN 978-3-402-13204-3. (€ 29,80.) – Anlässlich des 80. Geburtstages des 14. Großdechanten der ehemaligen Grafschaft Glatz, Prälat Franz Jung, ist diese Aufsatzsammlung erschienen. Die bunt zusammengewürfelten Beiträge haben nicht den Anspruch auf eine wissenschaftliche Behandlung der Geschichte und Kultur der Grafschaft Glatz. In ihnen kommen vielmehr (zum größten Teil) Zeitzeugen zu Wort, die über ihre Vertreibung und ihr anschließendes Schicksal berichten. Der Band besteht aus 40 Beiträgen, zuzüglich Laudatio und Einleitung. Er ist in sieben Teile gegliedert: „Die Grafschaft Glatz und ihre Bewohner“ (ein Beitrag), „Einleben der Grafschafter in neuer Umgebung“ (sechs Beiträge), „Schaffung kultureller Einrichtungen und Bindeglieder“ (neun Beiträge), „Zur Eingliederung von Grafschaftern – bemerkenswerte Biographien“ (15 Beiträge), „Aufbau von Betrieben – drei Beispiele“ (drei Beiträge), „Zwei Stiftungen“ (ein Beitrag), „Denkmäler, Gedenktafeln und Straßennamen – Reiseführer in die Vergangenheit“ (drei Beiträge) und

„Deutsches Leben in der ‚Ziemia Klodzka‘“ (zwei Beiträge). Die Zeitzeugenerinnerungen sind eine wichtige Ergänzung zur wissenschaftlichen Literatur. In den Beiträgen wird der Verlauf der Vertreibung und der oftmals schwierigen Eingliederung thematisiert. Für die größtenteils katholischen Graftschafter war die Diaspora-Situation im Norden der späteren Bundesrepublik schwer erträglich, da die katholische Flüchtlingsseelsorge erst mühevoll aufgebaut werden musste. Zudem wurden die katholischen Zuzüger von der mehrheitlich protestantischen einheimischen Bevölkerung argwöhnisch behandelt. Es waren einerseits einige markante und engagierte Persönlichkeiten aus den Reihen der heimatvertriebenen Geistlichen, die trotz fehlender Infrastruktur – es mangelte an Gebäuden für die Gottesdienstgemeinde und an Transportmitteln, um zu den Gläubigen zu gelangen – unter großen Entbehrungen eine halbwegs funktionierende Seelsorgestruktur aufbauen konnten. Andererseits lebten die Laien aktiv ihren Glauben. Die Wallfahrts-tradition wurde an den westdeutschen Pilgerstätten weitergepflegt und mit Heimattreffen verbunden. Das katholische Vereinswesen wurde von den Graftschaftern in ihrer neuen Heimat ausgebaut. Sie engagierten sich im St.-Hedwigs-Werk, das im norddeutschen Raum stark präsent war. Es entstanden Jugendverbände, Chöre, Verbände zur Erforschung der eigenen Geschichte und Kultur, und auch im künstlerischen und publizistischen Bereich konnte eine rege Tätigkeit festgestellt werden. Anhand von Kurzbiografien einiger bekannter heimatvertriebener Persönlichkeiten wird der Leserschaft verdeutlicht, dass eine Reihe von Graftschaftern in zahlreichen öffentlichen Bereichen der bundesrepublikanischen Gesellschaft präsent gewesen ist. In den letzten beiden Teilen des Sammelbandes wird das Augenmerk auf die Gegenwart gerichtet. Bis heute gibt es in der Bundesrepublik zahlreiche Denkmäler, Gedenktafeln und Straßennamen mit Bezug auf die Grafschaft Glatz, die zum selbstverständlichen Bestandteil vieler Ortschaften gehören, von deren Bewohnern jedoch kaum als solche erkannt werden. In den letzten Jahren wurden jedoch auch im heutigen Glatzer Land, der „Ziemia Klodzka“, historische Denkmäler aus deutscher Zeit restauriert und Besuchern zugänglich gemacht. Auch wenn der Band keinen Anspruch hat, neue Erkenntnisse in der Vertriebenenforschung zu liefern, so sind diese Beiträge zahlreicher Zeitzeugen und der weiteren Autoren sehr aufschlussreich, sodass sie nicht nur für die Graftschafter und ihre Nachkommen von Interesse sind.

Zinnowitz

Gregor Ploch